

Alex Schmelztiegel

WERKSZEITUNG DER BERGISCHEN STAHL-INDUSTRIE REMSCHEID



Zu unserem Titelbild



Das Licht ist das Symbol des Weihnachtsfestes. Zu allen Zeiten haben die Menschen das Aufsteigen der Sonne, der Kraftspenderin für alles, was lebt und ist, geehrt und gefeiert und das Licht

als das Symbol der inneren und äußeren Erneuerung allen Lebens und des Menschen gepriesen. Es bringt nicht nur Helle in die Nacht der Finsternis, sondern auch in die Herzen der Menschen, die unter seinem Schein aufleben zu immer wieder neuen Erkenntnissen und Taten. Wie das Licht in der Lage ist, alles zu erwärmen, was von seinen Strahlen getroffen wird, so ist das Fest des Lichtes wie kein anderes geeignet, unsere Herzen zu erwärmen und zu erfüllen mit jenem Glanz der Menschlichkeit, nach der durch die Jahrhunderte stets und ständig gestrebt wird.

Wenn wir heute auf unserem Titelbild die erleuchteten Fenster des Verkaufs- und Wohlfahrtsgebäudes sehen, dann mag auch dies Symbol sein für uns, für unsere Arbeit, für unsere Erfolge im einzelnen und für die Gemeinschaft, für unser Menschsein untereinander. Abend um Abend, wenn jetzt in diesen Tagen, an denen die Sonne am tiefsten steht und sich Dunkelheit über unser Werk senkt, zünden wir das Licht an, um weiter schaffen zu können. Unser Arbeitsplatz wird hell und freundlich und unsere Arbeit wird erleichtert. So mag es auch in unsere Herzen hineinstrahlen in diesen und den kommenden Tagen.

Wenn uns das Licht der erleuchteten Gebäude entgegenstrahlt, dann können wir auch daran denken, daß jenes Licht, das Menschen zu Menschen auszustrahlen vermögen, viel heller sein kann und viel mehr Widerschein erzeugt als das Licht der Lampen. Wir selbst können Lichter sein, die die Arbeitsgemeinschaft erhellen, und, wie das Lampenlicht äußerlich, die Menschen um uns innerlich mit freundlicher Wärme erfüllen, wenn wir nur genügend Licht und Wärme in uns tragen. 90

Das müssen Sie lesen:

Zur Weihnacht	Seite 5
Ende gut - alles gut	Seite 6
Wußten Sie das schon?	Seite 27
Was bringt die neue Steuerreform?	Seite 28
Lehrlinge lernen	
Rettungsschwimmen	Seite 31
Zwei Jahre in Deutschland	Seite 37
Preisausschreiben	Seite 43
Urlaubsfahrten 1955	Seite 43
Sie fragen — wir antworten	Seite 44
und das meint Struppi	Seite 48

*

Herausgeber:

Bergische Stahl-Industrie KG Remscheid

Redaktion:

Herbert Goretzki

Druck:

Bergische Druckerei Ludwig Koch, Remscheid

Klischees:

Grafisches Atelier Loose/Durach, Remscheid

Fotos:

Heinz Lindenberg, Werkstotograf

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion



Glocken der Weihnacht läuten nun wieder,
wecken der Kindheit glückselige Lieder,
gnadenbringender Weihnachtszeit.
Engel der Andacht uns leise umschweben,
daß wir den Sinn dieses Festes erleben,
daß wir zur Liebe, zum Frieden bereit.

Während die Kinder von Weihnachten träumen,
liegen versteckt in den Schränken und Räumen
Gaben der Liebe für Mann, Frau und Kind.
Liebe weiß immer das Rechte zu schenken,
wird ihrer Lieben treusorgend gedenken,
freut sich, wenn alle zufrieden dann sind.

Schön sind die heimlichen Vorweihnachtsfreuden:
wenn sie das schönste der Feste bereiten,
mögen die Hände gesegnet sein.

Wenn dann die Weihnachtsglocken erschallen,
wird guten Menschen ein Wohlgefallen,
wird Jubel und Freude der Kinder sein.

Frau Philippine Cron

Lieber Betriebsrat!

Wenn wir noch mal auf die Welt kommen, nicht wahr, wäre es Ihr größter Wunsch, Geschäftsleitung zu werden! Da könnte man schalten und walten! Wir wünschen uns von Herzen, mal Betriebsrat sein zu können — Kinder, müßte das schön sein!

Nun, das sei eine scherzhafte Einleitung, die zeigen mag, daß unsere Ausgangsposition zwangsläufig eine recht gegensätzliche sein muß. Durchaus im Interesse und zum Wohle des Ganzen. Wenn wir uns „restlos einig“ wären — wohlgemerkt „restlos“ —, es wäre mit Sicherheit irgend etwas falsch in unserer gemeinsamen Arbeit. Wir sind also ganz zwangsläufig Gegenpole, die — vergessen wir die physikalischen Grundsätze nicht — sich gleichwohl anziehen! Wie richtig diese Behauptung ist, hat dieses Jahr in besonders deutlicher Form gezeigt. Es hat tatsächlich häufiger als jemals zuvor ein Zusammenfinden aus schärfster Gegensätzlichkeit heraus gebracht. Die Vernunft — oberstes Gesetz allen Geschehens im menschlichen Leben — hat dieses Ergebnis gezeitigt, das für einen Außenstehenden, also auch denjenigen, der an unseren Unterhandlungen und Verhandlungen nicht teilgenommen hat, überraschend gewesen sein mag.

Es gibt Grenzen, die man nicht überschreiten kann, ohne sich gegenüber der Gesamtheit der Pflichtverletzung, dem Gesprächspartner gegenüber lächerlich oder doch unmöglich zu machen. Das gilt für uns beide. Sie haben diese Grenze erkannt und beachtet. Wir hoffen — wir auch.

Reichen wir uns an der Schwelle zum neuen Jahr die Hand mit dem Wunsch auf weitere vernunftvolle Zusammenarbeit!

Ihre

Müller

Müller



Zur Weihnacht

unseren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern Grüße und gute Wünsche zu sagen, ist uns mehr als eine liebe Gewohnheit geworden. Wir sehen darin vor allem die Möglichkeit, jedem einzelnen von Ihnen zu danken für Mühe und Arbeit, Vertrauen und Verständnis. Gerade dieser beiden letzteren hat es im zu Ende gehenden Jahr vielleicht mehr bedurft als in den vorangegangenen.

Es ist wohl immer und überall im menschlichen Leben so: Erleichterungen des Tagesablaufs, Verbesserungen der Lebens-, also auch der Arbeitsmöglichkeiten bedürfen keiner Begründung und auch keines Verständnisses. Jede auch noch so kleine Einschränkung der persönlichen Handlungsfreiheit oder Entwicklungsmöglichkeit aber setzt Verständnisbereitschaft, setzt letztlich Vertrauen in die Objektivität derjenigen voraus, die solche Einschränkung verursachen. Wer kennt das nicht aus seinem persönlichen Bereich.

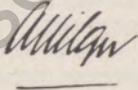
Deshalb danken wir Ihnen allen aufrichtig, daß Sie „mitgemacht“ haben bei den zum Teil zweifellos recht einschneidenden Maßnahmen, die uns im Interesse eines ordnungsmäßigen Betriebsablaufs einfach unerläßlich schienen. Seien Sie versichert: wir haben so gehandelt, weil wir es für die Gesamtheit, für die BSI, als notwendig erachteten.

Wenn wir alle in wenigen Tagen für eine kurze Weile unter dem Weihnachtsbaum verschnaufen, wollen wir einem guten Geschick dankbar sein, daß das Jahr 1954 arbeitsreich und erfolgreich war, daß wir mit Hoffnung in die Zukunft schauen können, und daß uns Friede und Freiheit erhalten blieben.

Möge das kommende Jahr alle Ihre persönlichen, alle unsere gemeinsamen Wünsche erfüllen.

Glückauf

Ihre



Ende gut — alles gut

Vor die Aufgabe gestellt, für das Dezember-Heft des „Schmelztiegel“ über die gegenwärtige Lage zu berichten, ist man geneigt, Gedanken- und Sorgenvolles, erst recht natürlich Kritisches beiseitezuschieben und einen solchen Bericht gewissermaßen unter den freundlichen Schein weihnachtlicher Kerzen zu stellen. Nun — auf die Tage des Festes der Liebe folgt alsbald der letzte Tag des Jahres, und wer fragte sich nicht auch in einem frohen Kreis am Silvesterabend ein wenig unruhig, ein wenig beklommen: „Was wird uns, was wird mir und den Meinen das neue Jahr bringen?“

Zum großen politischen Geschehen mag an anderer Stelle aus beruferem Munde die Antwort auf solche Frage gegeben werden. Sicherlich sind wir uns alle einig in dem tiefinnerlichen Wunsch nach Frieden und Freiheit, beides unerläßliche Voraussetzungen für eine Fortsetzung der so dringend notwendigen Aufbauarbeit in Deutschland, hoffentlich bald im vereinten ganzen Deutschland! Vergessen wir über allem Erreichten nicht die düstere Erinnerung lebendig haltenden Lücken im Straßenbild unserer Dörfer und Städte, vergessen wir über dem persönlichen Fortschritt die Not der Flüchtlinge, vieler an Leib und Gesundheit geschädigter Kriegsoffer und aller jener nicht, die — auf gar zu karge Renten angewiesen — der Verbesserung ihrer weiß Gott bescheidenen Lebensbedingungen harren.

Es bleibt also unendlich viel zu tun, an teilweise kaum erträglichen Härten auszugleichen. Wer aber soll das tun? Der Staat natürlich, nicht wahr? Der Staat aber sind Sie, bist Du, bin ich. Je vielfältiger seine, also unsere gemeinschaftliche Aufgabe, um so größer seine, des Staates Anforderungen an uns! Von 1000 DM Steuereinnahmen benötigt er allein 486 DM zur Erfüllung sozialer Aufgaben. Wir Berufstätigen, wichtigste Steuerzahler des Staates, wünschen und fordern jedoch verständlicherweise Entlastung von diesen hohen Anforderungen. Wir meinen, unser Geld reichlich hart verdient und deshalb einen Anspruch darauf zu haben, es auch für uns behalten und verwenden zu können. Hier wird die unveränderliche Größe

der uns durch den letzten Weltkrieg entstandenen Lasten deutlich, die wir nur gemeinschaftlich tragen können. Die einsame Mutter, deren Sohn an der Wolga blieb, ist auf staatliche, also unsere Hilfe, angewiesen. Ebenso ergeht es dem Hirnverletzten und dem Arbeitskameraden, der gestern sein Werkzeug beiseite legte, um zu sagen: „Nun kann ich einfach nicht mehr!“ Wer das mal miterlebte, der kennt das elende Gefühl, das einen in solchem Augenblick überkommt. Denn natürlich hat jener keine nennenswerten Ersparnisse, um die spärliche Rente ein wenig aufbessern zu können.

Oder wie steht es um jenes andere große, aus dem Inferno des Krieges in der Heimat erwachsene Problem, dem der Wohnungsnot? Milliardenbeträge sind seit der Währungsreform vom Staat — dem Bund und den Ländern — in Form von Hypotheken zu niedrigem Zinssatz ausgeliehen worden, um den Wiederaufbau der so furchtbar zerstörten Dörfer und Städte zu fördern, zu beschleunigen. Woher diese Gelder stammen? Von uns, aus unseren Steuerzahlungen, denn der Staat war am 20. Juni 1948 genau so arm wie jeder von uns. Er mußte also Kapital ansammeln, um es ausleihen zu können — und er sammelte es aus Steuereinnahmen, die er nicht sofort auszugeben brauchte. Über 85 Prozent aller im gesamten Bundesgebiet wiederaufgebauten oder gar neuen Gebäude verdanken dies der staatlichen Unterstützung, also unser aller Hilfe.

„Der Krieg mit allem Drum und Dran ist einem ja schließlich nicht in den Kleidern hängen geblieben!“ Den Satz kennen wir alle. Wer ihn ausspricht, hat zumindest fahrigere Bewegungen, ist ein „Nervenbündel“, oft sieht er aber miserabel aus, klagt über irgendein organisches Leiden und wünscht sich sehnlichst ein paar Wochen der Ruhe und Entspannung. Der Staat, also wir, unterhalten Erholungsheime und Sanatorien, deren Bettenzahl seit einigen Jahren einfach nicht ausreicht, die Fülle der Stärkung und Genesung Suchenden aufzunehmen.

So steht der Krieg mit seinen mannigfachen bitteren Folgen noch mitten unter uns, und alles Bemühen des Staates, aus-

gleichend die Last zu lindern, bleibt Stückwerk angesichts der für uns alle immer noch und immer doch unvorstellbar bleibenden Größe der Not und des Leids im einzelnen, persönlichen Bereich.

Was solche ernststen Betrachtungen ausgerechnet jetzt zur Weihnachtszeit bedeuten und bezwecken sollen? Nun — ein Doppeltes: Wir sollten zu keiner Stunde vergessen, erst recht nicht zur Weihnachtszeit, daß so viel Not und Leid auch im neunten Jahr dieses „häßlichen“ Friedens noch bestehen. Aber Sie sollen sich auch mit uns freuen an einer Tatsache, die uns nicht überheblich machen, aber von der festen Überzeugung erfüllen darf, daß

unsere gemeinsame Arbeit die Voraussetzung dazu geschaffen hat, für unsere Mitarbeiter und ihre Angehörigen, für unsere Pensionäre und ihre Witwen, für unsere Ausgebombten und in die BSI eingereichten Flüchtlinge, für unsere Kranken und Erholungsbedürftigen, ja — und vergessen wir nicht — für unsere Jugend Zusätzliches zu erwirtschaften und dem rechten Verwendungszweck zuzuführen, auf das wir in aller guten Bescheidenheit stolz sein können und dürfen.

Wir konnten aus unserer gemeinsamen Arbeit in der Zeit vom 21. Juni 1948 bis 31. Dezember 1953 erwirtschaften:

	1948/49	1950	1951	1952	1953	Insgesamt vom 21.6.1948—31.12.1953
I. für unsere Alten und ihre Hinterbliebenen	284.000	234.500	261.300	318.250	332.000	1.430.050 DM
II. für unsere Kranken und Erholungsbedürftigen	57.900	47.400	84.325	109.150	62.850	361.625 DM
III. für unsere Ausgebombten und Flüchtlinge, also für den Wohnungsbau	320.700	215.000	220.000	200.000	118.000	1.073.700 DM
VI. für unsere Ausbildung von Jugendlichen, vornehmlich Flüchtlingskindern	33.250	31.300	38.150	40.700	47.900	191.300 DM
	695.850	528.200	603.775	668.100	560.750	3.056.675 DM

Liebe BSI-Angehörige, wir legen Ihnen zum Weihnachtsabend 1954 damit zum erstenmal Zahlen darüber vor, was Sie, was wir in den Jahren seit der Währungsreform herausgewirtschaftet haben, um über alle staatliche Hilfe hinaus in unserem kleinen bescheidenen Bereich Leid und Not des Krieges zu lindern. Der Staat begünstigt solche zusätzliche Hilfe durch Befreiung von steuerlicher Belastung. Täte er's nicht, hätten wir, also die BSI, nur etwa die Hälfte für solche Aufgaben aufwenden können. Es ist also unendlich töricht, mit der Feststellung der Tatsache, daß diese sogenannten freiwilligen Leistungen steuerfrei seien, die LEISTUNG verkleinern zu wollen. Theoretische Betrachtungen kamen darüber hinaus zu dem Ergebnis, solche zusätzlichen Leistungen seien zu gewohnheitsrechtlichen Aufgaben geworden, könnten also keineswegs mehr als freiwillig übernommene Aufgaben angesehen werden. Die Herren Theoretiker mögen entschuldigen: Von nichts, kommt nichts! Wir HABEN es geschafft, so viel zu erwirtschaften und — haben dieses SO-VIEL auch ausgegeben zu solch vielerlei Zwecken und Zielen, die jeden von uns froh machen können, machen müssen — voller Dankbarkeit, dem weitergesteckten Aufgaben-

bereich dienen zu können. Nur ein sehr Kurzsichtiger wird einwerfen, jene zweifellos beachtlichen Beträge seien ungerechtfertigterweise an Löhnen und Gehältern gekürzt worden. Er müßte zumindest jenes „Ungerechtfertigt“ damit belegen, daß im Falle Erhöhung der Löhne und Gehälter um jene Beträge der gleiche, dem Gesamtwohl der BSI dienende Erfolg eingetreten wäre. Ob das jemand ernstlich behaupten wollte, geschweige denn beweisen kann?

Nein, es ist nun einmal so — bei uns in der BSI nicht anders als zum Beispiel in einer Familie: Große Gemeinschaftsaufgaben bedürfen zu ihrer Lösung vorschauender Planung, sorgsamem Wirtschaftens, behutsamen Ansammelns (Ersparens!) kleiner und kleinster Beträge für alle und zugunsten aller. Wer so an verantwortlicher Stelle eines Unternehmens lenken und leiten will, muß auf einer gesunden wirtschaftlichen Basis und einer ebenso „gesunden“ Gemeinschaft aller im Unternehmen Tätigen aufbauen können. — Seit jenen etwas turbulenten ersten Nachkriegsjahren ist in beiden Bereichen, dem wirtschaftlichen wie dem menschlichen, bei uns mancherlei erreicht worden. Mancherlei — längst nicht alles! Hier und da wahrnehmbarer, engstirniger

Egoismus oder gleichgültige Trägheit schmecken herb, bitterer die bewußte und gewollte Verneinung allen Bemühens um ordnendes Planen und Arbeiten im Interesse aller. Es gibt im Sport ein Gebot, dessen Übertretung sich niemand nachsagen lassen mag: Fairneß! Wir alle beachten es übrigens auch außerhalb etwaiger sportlicher Betätigung in unserem Leben unbewußt, mit einer gewissen Freude an solchem Verhalten.

An der Schwelle zu einem neuen Jahr mag daher eine Anregung, wenn Sie so wollen ein Appell, angebracht sein, der gewiß nicht das schlechteste Motto wäre, unter das wir unsere gemeinschaftliche Arbeit im Jahre 1955 stellen könnten:

Mehr Fairneß untereinander.

Weniger Mißtrauen also gegenüber dem Nachbarn am Arbeitsplatz, dem unmittelbaren Vorgesetzten und „denen da oben“. Mehr Verständnis für einander und nicht zuletzt — mehr Vertrauen in die Anständigkeit, das ordentliche Wollen, das Gute und Menschliche im anderen. Große Worte? Nun, all das gibt's, und wer einmal versucht hat, nach diesem Rezept zu verfahren, hat bei sich selbst eine recht verblüffende Feststellung gemacht: Es lebt sich leichter, es schafft sich froher unter solcher Flagge, und die Erkenntnisse, daß man gut daran getan hat, einmal dies Mehr an Vertrauen aufzubringen, sind zahlreicher als die Enttäuschungen, die ja nun mal in unserem menschlichen Leben sowieso unausbleiblich sind.

Wissen Sie: Wir glauben, daß die Zeiten nicht leichter werden, daß vor allem auch wir in der BSI vor großen und schwerwiegenden Fragen stehen, die uns alle angehen. Wenn wir Sie zum Beispiel demnächst mit unseren Bauplänen vertraut machen werden, wird mancher aufhorchen und fragen: „Muß das denn sein?“ — Und wir werden Ihnen gewissenhaft auf diese verständliche Frage Antwort geben. Auch dann brauchen wir Vertrauen, Ihr Vertrauen in die Richtigkeit unserer Überlegungen, die dem Ganzen, nämlich der BSI und ihren Mitarbeitern, dienen sollen.

Nicht wahr, Sie haben alle Anfang dieses Monats Veranstaltung gehabt, sich zu freuen und festzustellen, daß Ihr Vertrauen doch nicht enttäuscht worden ist: Anfang dieses Jahres haben wir Ihnen weiß Gott schweren Herzens sagen müssen: „Jubiläum? Is' nicht!“ Mitte des Jahres haben

wir zögernd gesagt: „Na, wenn's so bleibt — —“, und dann blieb's eben einigermaßen so, und trotz mancher, die BSI zusätzlich belastender Ereignisse, konnten wir alle gemeinsam feststellen: Ende gut, alles gut!

Auf mehr „Fairneß“ also!

Machen Sie mit?

Dr. Wolfgang Busch

Wohlverdienter Ruhestand



Am 1. Dezember ist unser Mitarbeiter Ernst Penz in den Ruhestand getreten. 32 Jahre hat er der Bergischen Stahlindustrie angehört und hat all die Jahre als Werkzeugmacher und zuletzt als Werkstattvorsteher Freud und Leid mit seinen Arbeitskameraden und mit dem Werk geteilt. Bis 1938 war er in der Abteilung Wagenbau tätig und ist dann nach Stachelhausen gekommen, wo er bis zu seiner Pensionierung mit der Herstellung von Vorrichtungen und Werkzeugen für die Produktionsmaschinen beschäftigt war. Walter Penz war stets ein ruhiger, strebsamer Mitarbeiter, der gewissenhaft und peinlich genau seine Arbeit zu tun bestrebt war. Auch während des Krieges, als Brand und Bomben Verwüstungen im Werk anrichteten, hat er energisch zugegriffen, um die Arbeitsplätze und -stätten wieder aufzubauen. Nun geht er in den wohlverdienten Ruhestand, der ihm nach den Jahren der Pflichterfüllung von Herzen gegönnt ist. Wir wünschen ihm alles Gute für die Zukunft und vor allem ein gesundes, tapferes Herz.

BERGISCHE STAHL-INDUSTRIE
DIREKTION

Remscheid,
im Dezember 1954

Ein Jahr voller Arbeit geht wieder einmal zu Ende und mit befriedigter Rückschau und nachdenklicher, wenn nicht gar sorgenvoller Vorschau verbindet sich für uns - die BSI - ein dankbares Erinnern an unsere „Alten“, die nicht mehr mit uns schaffen, auf deren Arbeit wir aber bei dem so schweren Unterfangen des Wiederaufbaus nach diesem Kriege fußen konnten.

Die Rückschau auf das ablaufende Jahr muß uns mit Dank erfüllen, verschonte es uns doch vor ernstesten Schäden, wengleich der Tod schmerzliche Lücken hinterließ, von denen mit die größte das Ableben unseres verehrten Herrn Direktor Fritz Wachter war.

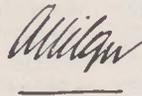
Eine Vorschau auf das, was uns das neue Jahr bringen wird, ist unklar, wie alles Zukünftige; wir wissen nur eins: daß wir hart werden arbeiten müssen, um im immer schärferen Existenzkampf bestehen zu können.

Den getreuen „Alten“ gilt unser gutes, freundliches Gedenken. Daß wir ihm wieder einmal sichtbaren, wenn auch bescheidenen Ausdruck geben können, erfüllt uns mit Freude, echter weihnachtlicher Freude.

Allen außerhalb, nah und fern von Remscheid Wohnenden, die wir nicht persönlich besuchen lassen können, wird in den nächsten Tagen der Postbote in unserem Auftrag einen Weihnachtsbesuch machen.

Ihnen allen viel Gutes, Frohes und Schönes zum neuen Jahr wünschen für die ganze BSI

Ihre





Tiegelstahl

Die Herstellung von Edelstahl im sogenannten Tiegel-Schmelzverfahren, wie es noch heute bei den Bergischen Stahl-, Walz- und Hammerwerken Julius Lindenbergs benutzt wird, ist das älteste Stahlverfahren zur Herstellung eines hochwertigen Materials in flüssigem Zustand.

Der bis zum 18. Jahrhundert ausschließlich bekannte Schweißstahl, der in Puddelöfen gewonnen wurde, veranlaßte in den Jahren um 1740 den Engländer Benjamin Huntsman in Handsworth bei Sheffield, nachdem ihm in seinem Uhrmacherberuf der damalige Schweißstahl zur Erstellung seiner Werkzeuge und vor allem der feinen Uhrfedern Schwierigkeiten bereitete, sich der Stahlerzeugung zuzuwenden. Ihm schwebte vor Augen, einen Stahl durch „Flüssigschmelzen“ zu erhalten, da Schlackeneinschlüsse, die einen großen Teil seiner Uhrfedern unbrauchbar machten, in dem damals „teigig“ erstellten Schweißstahl nicht zu vermeiden waren. Er erkannte, daß diese Fehlerscheinung nur zu umgehen war, wenn man den Stahl auf flüssigem Wege gewann, weil sich dann die Schlacke und das Metall infolge der sehr voneinander abweichenden spezifischen Gewichte trennen ließen.

Die ersten unternommenen Versuche erbrachten jedoch große Schwierigkeiten, die eine erfolgreiche Durchführung des Verfahrens in Frage stellten; denn das Wichtigste fehlte: gute Öfen, mit denen man die erforderliche Temperatur von immerhin 1600° C erreichen mußte. Ebenso mußte ein hochfeuerfestes Material für die Schmelztiegel gesucht werden.

Zum Raffinieren und Umschmelzen von kleinstückigem Zement- und Schweißstahl kannte man zu der Zeit jedoch schon eine Schmelzweise, die den ersten Angriffspunkt für das eigentliche Tiegelstahlverfahren ergab. Es wurden damals etwa 10 bis 20 kg fassende Schmelzgefäße verwendet, die in einem niedrigen Schacht-ofen als Schmelzaggregat eingesetzt wurden.

In ähnlicher Weise arbeitete Huntsman und erhielt auf flüssigem Schmelzwege einen Uhrfederstahl, der dem bisher be-

kannten Schweißstahl in jeder Hinsicht überlegen war. Obwohl der Uhrmacher sein Verfahren nicht zum Patent anmeldete, wurde es fast 20 Jahre nicht kopiert. Gabriel Jars berichtet in seinem Buch „Metallurgische Reisen“ erst im Jahre 1765 von der Existenz mehrerer Tiegelstahlschmelzen in der Sheffielder Gegend. Von da ab erlangte die Tiegelstahlfabrikation eine immer steigende Bedeutung. Die Verarbeitung des Stahles konzentrierte sich in erster Linie um Sheffield, Birmingham und Newcastle. Trotz der Ausbreitung des Tiegelstahles in England verstand man das Schmelzgeheimnis gut zu wahren, obwohl es nicht an Versuchen und Nachahmungen in anderen Ländern fehlte. So war es möglich, daß England sich eine Monopolstellung in der Werkzeugstahllieferung der ganzen Welt erwarb. Diese unbestrittene und entschiedene Überlegenheit im Stahlhandel hat England fast das ganze 19. Jahrhundert behauptet.

In Deutschland wurde das Verfahren 1811 von Krupp in Essen eingeführt und gleichzeitig von den Firmen Andreas Köhler & Co. in Solingen-Wald und durch Josua Busch in Remscheid zum Erschmelzen von Gußstahl aufgegriffen. Die fortschreitende technische Entwicklung und der damit verbundene steigende Gußstahlverbrauch ließ viele Unternehmer zum Stahlerzeuger werden, und die Eisengeschichte verzeichnet bereits im Jahre 1855 die Firmen Bochumer Verein, Friedrich Lohmann in Witten, Berger & Co. in Witten, F. Hut in Hagen, die Johannishütte in Dortmund und Fa. Werner in Neustadt-Ewerswalde als Tiegelstahlwerke.

Die Bemühungen vieler Unternehmer um dieses Verfahren führte zu einer dauernden Qualitätsverbesserung und Veredelung des Materials, dessen Vorzüge noch heute von keiner anderen Schmelzweise erreicht werden. Trotz der zahlenmäßig vielen Stahlwerke gelang es jedoch nicht, den Bedarf an Stahl im 19. Jahrhundert zu befriedigen, so daß man von den kleinen, vom Tiegelfassungsvermögen abhängigen Mengen abgehen mußte und sich auf das eigentliche Herdschmelzen, wie es heute im Siemens-Martin-Ofen durchgeführt wird,

verlegte. Neben einer vorübergehenden Benutzung des Tiegelstahlverfahrens zum Erstellen von Stahlguß in der BSI, sind lediglich die Firmen Friedrich Lohmann in Witten und die 1900 gegründeten Bergischen Stahl-, Walz- und Hammerwerke Julius Lindenberg in Remscheid-Hasten der alten Schmelzmethode treu geblieben und stellen noch heute Werkzeugstähle für höchste Beanspruchungen nach diesem Verfahren her.

Schmelzöfen

Bis ungefähr zum Jahre 1865 bediente man sich zum Schmelzen des Tiegelstahles allein der mit Koks beheizten Tiegelschachtöfen mit Rost- und Essenzug oder auch mit Unterwind. Man rechnete bei diesen Öfen mit einem Koksverbrauch je nach Anzahl der im Ofen stehenden Tiegel von 1500 bis 3000 kg/1000 kg Stahl. Durch Einführung der Siemens-Regenerativ-Beheizung im Jahre 1860 kam man in die Lage, Öfen mit Flammenführung zu bauen, die die zum Schmelzen des Stahles nötige Temperatur erzeugten. Außerdem gestattete diese Beheizungsart auch die Verwendung von Gas aus billigen Brennstoffen wie Gaskohle und eventuell Briketts. Man konnte so Öfen konstruieren, die den großen Walzwerkstieföfen ähnlich sind und etwa 27 Tiegel aufnehmen. Damals gebaute Überfluröfen konnten bis zu 100 Tiegel fassen. Die Ausmauerung besteht noch heute aus Silikasteinen, während der Boden mit reinem Quarzsand ausgestreut ist.

Schmelztiegel

Die Anforderung an die Schmelztiegel, die eine Temperatur von annähernd 1700° C aushalten müssen, ohne dabei an der Oberfläche zu treiben und zu erweichen, verlangt eine besondere Beachtung. Neben der Temperaturbeständigkeit darf die Schlacke im Innern des Tiegels die Wandung nicht zu stark angreifen, da man sonst Gefahr läuft, daß die Tiegel im Schlackenstand durchlöchert werden und infolge der dann verbleibenden dünnen Wandstärke beim Herausnehmen mit der Zange oder beim Vergießen abreißen. Außerdem muß die Mischung des Tiegelerwerkstoffes vollkommen homogen sein, damit nicht irgendwo im Tiegel eine An-schmelzung entsteht, die sich zu einem Loch ausweitet und dann den Tiegelinhalt auslaufen läßt.

Um diesen Forderungen gerecht zu werden, verwendet man zur Herstellung der



Herausnehmen des Tiegels aus dem Unterflurofen

Tiegel nur erstklassige, hochfeuerfeste gebrannte Tone mit einem Tonerdegehalt von ca. 45%, denen man so viel ungebrannten Ton zugibt, daß die ganze Mischung im angefeuchteten Zustand plastisch ist. Reine Tontiegel, deren Verwendung heute allerdings nicht mehr zweckmäßig ist, erhalten einen Zusatz von 4 bis 10% feingemahlenem Kokspulver, um das Reißen beim Trocknen und Anwärmen zu verhindern. Graphittiegel, die heute ausschließlich Verwendung finden, haben einen Zusatz von 10 bis 50% Graphit. Dieser dient als Magerungsmittel und erhöht die Feuerbeständigkeit bei reduzierender Schmelzflamme sehr stark. Während man noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts in der Hauptsache reine Tontiegel verwendete, ging man Anfang dieses Jahrhunderts zu einem besonderen Stahltiegel über, der etwa 20 bis 25% Graphit enthält. Anstatt der damals gebrauchten Schamotte verwendete man gut gereinigte, gemahlene Graphittiegelscherben, die außer dem Graphit noch den Vorteil hatten, daß sie weitgehend frei von leicht schmelzbaren Bestandteilen waren, denn ihr eventuelles Vorhandensein war bei dem vorausgegangenen Schmelzen schon vernichtet worden. Während die früheren Tontiegel nur 1 bis 2, im besten Falle 3 Schmelzen aushielten, kann man bei vorsichtiger Behandlung heute die 20%-Graphitschmelztiegel normalerweise 7- bis 8-mal verwenden. Das letztere geht allerdings nur im Generatorofen und nicht im Koksfeuer, weil hier die Tiegel durch die Koksasche zu sehr angegriffen werden. Die Form der Tiegel ist meistens bauchig. Ihr Einsatzgewicht beträgt heute 50 bis 55 kg. Die fertigen Tiegel werden vor dem Schmelzen langsam innerhalb 4 bis 5 Stunden auf 900° C erwärmt und können dann schnell und gefahrlos auf 1600° C gebracht

werden. Sie werden leer in den Schmelzofen eingesetzt und mittels eines Trichters gefüllt.

Einsatzmaterialien

Rein metallurgisch gesprochen ist das Tiegelstahlverfahren in der Hauptsache ein Umschmelzverfahren, bei dem man Phosphor und Schwefel nicht entfernen kann. Hieraus resultiert die Forderung nach reinsten Einsatzmaterialien, wie z. B. schwedischen Rohschienen oder eigenem Umlaufschrot, um einen erstklassigen Werkzeugstahl herzustellen. Der Tiegelschmelzer muß ein einheitliches Rohmaterial haben, dessen chemische Zusammensetzung genau bekannt ist. Nur eine einwandfrei berechnete Gattung des Einsatzes und durch sichere Kenntnis des zu erwartenden Abbrandes der einzelnen Legierungselemente ist er in der Lage, einen Stahl mit der verlangten Zusammensetzung zu erschmelzen.

Metallurgie des Verfahrens

Die Qualität des Tiegelstahles, die sowohl in der Reinheit des Einsatzes als auch in der Besonderheit des Schmelzprozesses begründet liegt, wird von fast allen Stahlwerken anerkannt und im Schrifttum mit folgenden Feststellungen begründet:

1. Der durch einen Deckel abgeschlossene Schmelztiegel verhindert weitgehend den Zutritt oxydierender Feuer-gase.
2. Durch die Möglichkeit längeren Abstehenlassens erzielt man einen an Gasen und oxydischen Einschlüssen armen Werkstoff.
3. Bei der sogenannten Tiegelstahlreaktion wird aus der Tiegelwand Silizium reduziert, welches in dem stark reaktionsfähigen Entstehungszustand eine dauernde selbsttätige Desoxydation des Bades bewirkt.
4. Man hat die Gießtemperatur vollständig in der Hand.

Wenn auch beim Tiegelstahlverfahren metallurgische Vorgänge nicht in dem Umfange vorliegen, wie sie charakteristisch bei den großen Stahlprozessen sind, so ist die Tiegelstahlreaktion doch für das Verfahren kennzeichnend und für die Güte des Erzeugnisses wesentlich. Beim Einschmelzen wird durch die im Einsatz vorhandenen Oxyde und durch die Einwirkung der die Zwischenräume ausfüllenden Luft eine eisenhaltige Schlacke erzeugt, die sich aus den Verbrennungsprodukten



Zusammengießen des Inhalts zweier Tiegel

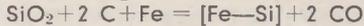
der verschiedenen Eisenbegleiter und Legierungselemente zusammensetzt. Nicht zu unterschätzen ist die Wirkung der Form- und Oberflächenbeschaffenheit des Einsatzes auf das Verhalten des Kohlenstoffes während des Chargenverlaufes. Stückiger Schrott mit naturgemäß wenig Rost verursacht einen geringeren Kohlenstoffzubrand als sperriger Blechschrott mit viel Rost. Der Rost verschlackt die Tiegelwand und legt dabei den Graphit frei, welcher seinerseits vom Stahl aufgenommen wird.

Allgemein ist bei der Erzeugung von Stählen gleicher Zusammensetzung der Kohlenstoffzubrand der ersten Schmelzung im neuen Tiegel am größten. Bei reinen Kohlenstoffstählen und schwach legierten Stählen, bei denen die Legierungen im einzelnen 0,5 Prozent nicht übersteigen, beträgt die Kohlenstoffänderung:

bei 1,2% C Einsatz	etwa 0,14—0,17% C Abbrand
bei 0,9% C Einsatz	etwa 0,08—0,10% C Abbrand
bei 0,6% C Einsatz	etwa 0,00% C Abbrand
bei 0,5% C Einsatz	etwa 0,02—0,04% C Zubrand
bei 0,4% C Einsatz	etwa 0,05—0,07% C Zubrand
bei 0,2% C Einsatz	etwa 0,08—0,10% C Zubrand

Diese Zahlenangaben gelten für normale Stahliegel mit einer Schmelzdauer von etwa 3 Stunden. Bei größeren Schmelzzeiten steigt die Kohlenstoffaufnahme aus der Tiegelwand an, so daß bei stundenlangem „DünNSTehen“ zuletzt Roheisen entstehen würde. Kommen Legierungselemente zum Stahl, so kann die Freilegung des Graphits aus der Tiegelmasse wesentlich verstärkt sein, weil eine grö-

Bere Verschlackung des Tiegelwerkstoffes eintritt. Für das Verhalten des Siliziums beim Tiegelstahlprozeß hat sich der Name „Tiegelstahlreaktion“ eingebürgert. Es ist damit die Reaktion der Kieselsäure aus der Tiegelwand durch Kohlenstoff gemeint. Die dadurch entstehende Steigerung des Siliziumgehaltes des Stahlbades läßt sich in folgende Formel kleiden:



Eingehende Versuchsergebnisse von Professor Geller haben gezeigt, daß, abgesehen von dem Einfluß der äußeren Bedingungen und der Temperatur, der Ablauf der Tiegelstahlreaktion mit steigendem Silizium- und abnehmendem Kohlenstoffgehalt immer schwächer wird. Der unbestreitbare, wenn auch noch nicht völlig geklärte Einfluß der Tiegelstahlreaktion auf die Eigenschaften des Stahles steht vermutlich im Zusammenhang mit der Form und Teilchengröße der Kieselsäureabscheidungen bei der Desoxydation. Bei einem durch Silizium desoxydierten Stahl findet die Abscheidung erst bei einer Temperatursenkung statt, und man kann sich vorstellen, daß die Kieselsäure infolge der zunächst homogenen Verteilung von Silizium und Sauerstoff in allen Teilen des Stahles sehr gleichmäßig und in feiner Form gebildet wird. Zur besseren Abscheidung der Kieselsäure wird im praktischen Betrieb die Absteherperiode durchgeführt, indem man gegen Ende der Schmelzung die Temperatur so weit wie möglich senkt. Es ist dies eine alte Erfahrungsforderung, die sich in der Faustregel ausdrückt: Heiß schmelzen, kalt gießen!

Leider ist das Tiegelschmelzverfahren nicht für alle Qualitäten anwendbar. Infolge des Kohlenstoff-Gehaltes der Tiegel nehmen die Stähle mit niedrigem C-Gehalt sehr leicht Kohlenstoff auf, so daß



Abgießen von Blöcken in der Gießgrube



Abgießen von schwereren Blöcken aus zwei Tiegeln praktisch kein Material mit weniger als 0,4% C mit Sicherheit erschmolzen werden kann. Es fallen somit für den Tiegelofen alle rostfreien Stähle fort, soweit sie weniger als 0,5% C enthalten. Wo aber 0,5% Kohlenstoff nicht schädlich sind, können diese Stähle sogar mit großem Erfolg erschmolzen werden. Man erhält so ein Produkt, welches viel leichter zu schmieden und zu verarbeiten ist als Stahl aller anderen Verfahren. Ferner ist es sehr schwierig, Stahl mit Mangan-Gehalten über 1,5% zu erschmelzen. Auch gewisse Einsatzmaterialien, die ein kleines spezifisches Gewicht haben, lassen sich schlecht verarbeiten. Diese schwimmen auf der Schlacke und umhüllen sich mit ihr, ohne daß eine Lösung des Metalls im Stahl eintritt. Werkzeugstähle hingegen, deren Kohlenstoffgehalte bis herauf zu 1,8% gehen und hohe Legierungsbestandteile an Karbidbildnern, wie Wolfram, Vanadium, Kobalt und Molybdän, besitzen, sind geradezu prädestiniert, mit Hilfe des Tiegelstahlverfahrens erschmolzen zu werden.

Gerade die heimische Werkzeugindustrie, die zu einem großen Teil die im Tiegelstahlverfahren hergestellten Materialien der Firma Julius Lindenberg verbraucht, nutzt immer wieder gern die vorzüglichen Eigenschaften dieses nach der ältesten Schmelzweise erzeugten Stahles.

(Alle Bilder wurden in der Schmelzerei unseres Werkes Julius Lindenberg aufgenommen.)

Wir bitten alle Empfänger unserer Werkzeitung im Ausland, uns mitzuteilen, ob sie den „Schmelztiegel“ auch regelmäßig erhalten, ob die Anschriften stimmen, und uns auch eventuelle Adressenänderungen jeweils anzugeben.

Das Betriebs-ABC

Hartmetalle dienen besonders zur Bearbeitung von harten und zähen Werkstoffen. Ihr wichtigster Bestandteil sind die sehr harten und bei hohen Temperaturen schmelzenden Karbide (Kohlenstoffverbindungen) der Elemente Wolfram und Titan. Diese Karbide werden mit einer Grundmasse von Cobalt und auch Chrom zusammen „gesintert“ oder gelegentlich vergossen. Dieses „Sintern“ ist ein Zusammenpressen unter hohen Drücken und bei hohen Temperaturen zwischen 1000 und 1500°C, also im teigigen Zustand. Wegen des hohen Preises der Hartmetalle finden meist nur Plättchen Verwendung, die dann auf einen Schaft aufgelötet werden.

Inconel ist die amerikanische Markenbezeichnung für mehrere, sehr verbreitete Nickel-Chrom-Legierungen. Sie finden besonders dort Verwendung, wo neben einer hohen Temperatur auch aufkohlende oder stickstoff-haltige Gase vorhanden sind. Diese Legierungen besitzen eine verhältnismäßig hohe Dauerstandfestigkeit.

Kupfer ist ein Metall, das infolge seiner besonderen Eigenschaften viele Anwendungsgebiete hat. Besonders hervorzuheben ist seine gute elektrische Leitfähigkeit, wegen der man es gern für elektrische Leitungen verwendet. Weit ist auch das Anwendungsgebiet der Kupferlegierungen, wie Messing und Bronze, die sich besonders auch durch eine gute Vergießbarkeit auszeichnen. Den hoch korrosionsbeständigen Stählen wird gelegentlich bis zu 2% Kupfer zugesetzt, um die Korrosionsbeständigkeit, besonders gegenüber Schwefelsäure, noch zu erhöhen. Auch Baustähle legiert man manchmal mit Kupfer (0,2%), um ihre Beständigkeit gegen Seewasser zu verbessern. Im übrigen verschlechtert aber das Kupfer die Schweißbarkeit des Stahles. Deutschland besitzt nur geringe Kupfererzvorkommen (z. B. Mansfeld, Rammelsberg bei Goslar). Die Hauptproduzenten sind USA, Chile und Belgisch-Kongo.

Läppen nennt man ein Verfahren zur Verbesserung der Oberfläche von Metallen durch feinstes Schleifen. Es dient besonders zur Glättung und Beseitigung der letzten Schleifspuren bei aufeinandergleitenden Teilen, z. B. Kolben und Zylindern. Die zu läppenden Teile

müssen genau geschliffen sein, da eine Veränderung der Abmessungen durch Läppen nicht mehr möglich ist. Das Werkstück wird mit einem sog. Läppdorn oder -kluppen unter Zugabe von Läpp-Pulver gearbeitet. Dieser Vorgang erfolgt heute meist maschinell zwischen zwei rotierenden Scheiben. Es können nur gehärtete Werkstoffe geläppt werden, da sich bei weichem Material das Läpp-Pulver in die Fläche hineinreißt und diese unansehnlich macht.

Mangan ist ein chemisches Element, dessen größte Bedeutung im Eisenhüttenwesen liegt. Fast jedes Eisen erz enthält mehr oder weniger Mangan, und bei der Verhüttung im Hochofen gelangt ein Teil in das Roheisen. Bei der Stahlherstellung im Thomaskonverter, SM- oder Elektroofen, wird jedoch ein großer Teil des im eingesetzten Schrott oder Roheisen enthaltenen Mangans wieder entfernt. Nun ist aber ein gewisser Mangan-Gehalt im Stahl sehr erwünscht, da er dessen Festigkeit und Zähigkeit erhöht. Man setzt daher dem flüssigen Stahl wieder etwas Mangan in Form einer Eisen-Mangan-Legierung, dem Ferro-Mangan, zu. Der Mangan-Gehalt des fertigen Stahles schwankt je nach Verwendungszweck und erreicht beim Manganhartstahl bis zu 17%. Außer bei der Stahlerzeugung benötigt man dieses Element in geringem Maße auch für Manganbronzen. Eine seiner Sauerstoff-Verbindungen, der „Braunstein“, ist ein wesentlicher Bestandteil vieler elektrischer Batterien.

Notlaufeigenschaften

sind wichtig bei der Beurteilung eines Lagerwerkstoffes. Unter „Notlauf“ eines Gleitlagers versteht man das trockene Aufeinanderreiben von Welle und Lagerschale, wenn also z. B. die Schmierung ausbleibt. Es muß in diesem Falle unbedingt vermieden werden, daß die Welle angegriffen wird, da ja ein Ausbau meist zeitraubend und teuer ist. Von einem Lagerwerkstoff mit guten Notlaufeigenschaften verlangt man daher, daß er bei Notlauf die Welle nicht angreift, sondern höchstens selbst verformt wird. Die Auswechslung des Lagers ist eine verhältnismäßig einfache Angelegenheit. Lagermetalle mit guten Notlaufeigenschaften bestehen meist aus einer weichen Grundmasse mit eingelagerten harten Kristallen. Auch die in neuerer Zeit viel verwendeten Kunststoffe besitzen gute Notlaufeigenschaften.

Schweißen — immer wieder anders

„Du, wenn der Alte den Schrott gewahr wird, gibt es Krach! Hättste besser zugegeben beim Messen; abschneiden kann man immer!“

„Hättste, hättste ... davon wird das Stück jetzt auch nicht länger. Zaubern müßte man können ... Hokus Pokus Fidibus ... und das Ende wieder dran, als ob ich nichts gesagt hätte!“

Zaubern? Warum zaubern, wenn man schweißen kann?

Schweißen ist die reine Hexerei, und Stahl läßt sich wunderbar schweißen. Bei der Rundstahlstange hier wird sich das Anstücken vielleicht nicht lohnen, aber zu machen wäre es schon. Und zwar nicht nur auf eine Art!

Wie man Stahl schweißt?

Da sind zuerst die beiden Rivalen der Schmelzschweißung — das A- (Autogen) und das E- (Elektro) Schweißen zu nennen. Sie haben solange um die Alleinherrschaft gekämpft, bis sich herausstellte, daß jeder ein Gebiet hat, das ihm besonders liegt und wohin ihm der andere nicht folgen kann. Sicher wird heute mehr Stahl elektrisch verschweißt, aber deshalb kann man den Schweißbrenner doch nicht entbehren.

Das große A beim Autogenschweißen ist das Azetylen, das beste Brenngas, das es gibt. Man kauft es in Flaschen oder stellt es im Entwickler aus Karbid her. Mit Sauerstoff gemischt gibt es eine Flamme, in der Stahl wie Butter schmilzt.

Der Schweißbrenner läßt sich aber auch für das Vergüten und für das Richten verzogener Teile gebrauchen und ersetzt in vielen Fällen das Schmiedefeuer. Und was sehr wichtig ist: man kann ihn schnell in einen Schneidbrenner verwandeln!

Die Autogentechnik wird hauptsächlich bei Stahlblechen unter 5 mm eingesetzt.

Zur gleichen Gruppe, dem Schmelzschweißen, gehört auch die Arbeit mit dem Lichtbogen. Die übliche Werkstattbezeichnung (E-Schweißung) ist insofern nicht eindeutig, als auch das Widerstandsschweißen, von dem noch die Rede sein wird, elektrisch erwärmt.

Der Lichtbogen ist die stärkste Wärmequelle, die wir haben. Im Vergleich mit dem Schmiedefeuer oder der Azetylenflamme ist er nur ein winziger Punkt. Seine

Temperatur liegt aber um tausend Grade höher.

Er entsteht beim Abheben der Elektroden spitze vom Werkstück. Dabei wird der Stromkreis unterbrochen, und der Schweißstrom muß den Luftspalt überspringen. Der Lichtbogen ist also sichtbare Elektrizität. Er strahlt Wärme und heizt die beiden Punkte, die er verbindet. Wird er mit einem Kohle- oder Wolframstab gezogen, so schmilzt nur das Werkstück; nimmt man aber Stahldraht — und das ist der häufigere Fall — so schmilzt auch dieser, sich selbst verzehrend.

Die Schweißelektrode bekommt alles mit, was die Naht braucht: Legierungsmetalle, Reinigungsmittel und meist auch eine schlackenbildende Hülle. Es kommt eben nicht nur darauf an, den Stahl zu verflüssigen, sondern man muß ihn dabei auch vor allen schädlichen Einwirkungen bewahren.

Beim Autogenschweißen bildet die Flamme eine zuverlässige Hülle. Der Lichtbogen dagegen vermag sich nicht selber zu schützen. Das besorgt die Umhüllung: Teils verdampfend und teils schmelzend verdrängt sie die gefährliche Luft, umgibt die übergelassenen Stahltropfen und verschalt die erstarrende Naht. Will man mit blankem Draht schweißen, so läßt man den Lichtbogen unter aufgestreutem Pulver oder im Schutzgas brennen.

Die Elektroschweißer verarbeiten den Schweißdraht in Einzelstäben; den selbsttätigen Schweißmaschinen gibt man Drahtrollen. Diese Roboter sind mit den feinsten Regelorganen für Vor- und Nachschub ausgestattet und meist auch motorisiert, um den Nähten folgen zu können. Sie sind nicht nur leistungsfähiger als ihre menschlichen Kollegen, sondern sie arbeiten auch gleichmäßiger und zuverlässiger.

Wieland der Schmied hätte die Enden unserer Rundstahlstange im Feuer erwärmt, abgeschrägt und dann mit kräftigen Hammerschlägen auf dem Amboß verbunden. Das Verfahren ist auch heute noch jedem Dorfschmied geläufig und wird als Feuerschweißung bezeichnet. Hier kommt uns der Stahl soweit entgegen, daß er noch vor dem Flüssigwerden in eine Verbindung der Oberflächen einwilligt, wenn man den nötigen Nachdruck dahinter setzt.

Auf das Schmiedefeuer besteht er glücklicherweise nicht und gibt sich auch mit einer Gasflamme oder elektrischer Erwärmung zufrieden.

Wer denkt beim Anblick der Punktschweißzangen, die sich um die Karosserien auf dem laufenden Band bemühen, daran, daß es sich hier im Grunde um das gleiche Verfahren handelt, das unsere Dorfschmiede üben, nämlich um ein Preßschweißen? Beiden gemeinsam ist der Druck, der die Verbindung erzwingt, verschieden nur die Wärmequelle. Beim Punkten ist es der Widerstand, den der elektrische Strom an der Stoßstelle erfährt und der dieser Arbeit den Namen: Widerstandsschweißen — gibt.

Die Widerstandsschweißmaschinen sind eine bunte Gesellschaft: Es gibt welche darunter, die feine Drähte und dünne Bleche verbinden, aber auch solche, die mit schweren Kurbelwellen oder Walzprofilen fertig werden. Bei den kleineren kann eine Arbeiterin mit ihrer Fußspitze den Elektrodendruck erzeugen; die schweren Stumpfschweißmaschinen drücken die Enden hydraulisch mit über 100 t zusammen.

Jede Maschine hat ihren begrenzten Arbeitsbereich und macht sich deshalb nur bei Massenanfertigung bezahlt. Es gibt welche, die nur Fahrradfelgen herstellen oder nur Heizkörper. Wollten wir unseren eingangs erwähnten Lehrlingen auf diese Weise helfen, so müßten wir das Anstücken schon im Großen betreiben, denn eine Stumpfschweißmaschine kostet eine Stange Geld. Umgekehrt wird man handelsübliche Massenartikel, wie geschweißte Rohre, Ketten, Baustahlgewebe, Hohl- und Leichtprofile, Felgen und Radnaben, auf solchen Maschinen herstellen.

Das Preßschweißen hat gezeigt, daß Druck und Temperatur in gleicher Weise auf die Verbindung hinwirken. Wie nun neuere Versuche gezeigt haben, ist es sogar möglich, die Oberflächen bei ganz geringer Erwärmung, aber sehr hohen Drücken zu vereinigen, also eine Kaltpreßschweißung auszuführen. Daß dieses Verfahren für vergütete oder gehärtete Stähle von besonderer Bedeutung werden kann, liegt auf der Hand. Zugleich verliert der Begriff „Schweißen“ mit der Glut und den Funken einen Teil seiner Romantik.

Schließlich könnte man das Rundstahlende auch durch das Thermitverfahren ansetzen.

Der Vorgang ist so eigenartig und so ganz anders als das bisher Geschilderte, daß man vom „Schweißen aus der Wundertüte“ sprechen könnte, obgleich das ein wenig respektlos klingt.

Der Schweißer erscheint mit einem Leinwandsäcklein und einer Streichholzschachtel, umgibt die Stoßstelle mit einer feuerfesten Form und stellt einen Schamotte-trichter obenauf. Dahinein schüttet er das graue Pulver, steckt an — und entfesselt eine brodelnde, funkensprühende Weißglut. Ein Sprengstoff?

Das Thermitpulver ist ein Gemisch von Hammerschlag (= Zunder, Eisenoxyd) und Aluminiumspänen. Das „verbrannte“ Eisen hält den Sauerstoff — den das Aluminium gerne haben möchte — fest, und bei der „Keilerei“ — die das Streichholz auslöst — erhitzen sich beide Metalle bis zur Weißglut. Das Eisen zieht den kürzeren, d. h. es muß den Sauerstoff abgeben und fließt nach unten in die Stoßfuge. Das verbrannte Aluminium bildet eine Schlackenkruste darüber.

Mit dem Thermitverfahren kann man die schwierigsten Schweißprobleme lösen; es verbindet Rundstahlstangen wie Schienen und wird auch mit Schiffswellen oder meterdicken Walzenzapfen fertig.

Jetzt bleibt nur noch übrig, etwas über die Bedeutung des Schweißens zu sagen.

Das Schweißen ist weit mehr als eine Werkstatthilfe, auf die man im Falle der Not zurückgreift. Seine verschiedenen Verfahren sind heute schon im großen Maßstab bei der Stahlverarbeitung und Fertigung eingesetzt. Von den Massenerzeugnissen, die durch das Widerstandsschweißen entstehen, wurde schon gesprochen.

Noch umfangreicher aber ist das Arbeitsgebiet der Schmelzschweißung. Es hat nicht nur die übrigen Verbindungselemente, wie z. B. das Nieten und das Verschrauben weitgehend ersetzt, sondern macht auch der Gießtechnik scharfe Konkurrenz.

Die Menge des Stahles, der jährlich in Form von Schweißdraht niedergeschmolzen wird, macht mehrere tausend Tonnen aus. Man kann annehmen, daß von der gesamten Rohstahlerzeugung — und das sind ungefähr 210 Millionen t jährlich — rund ein Drittel, also 70 Millionen t, durch irgendein Schweißverfahren gestaltet oder behandelt werden.

H. F.

Die Erzeugung von Edelstahl

II

Nachdem im letzten Heft einleitend der Begriff „Edelstahl“ und der Unterschied zwischen saurer und basischer Ofenzustellung beschrieben worden ist, sollen in dieser Ausgabe die Arbeitsverfahren im basischen Elektroofen erläutert werden. Wie bereits vorher in einigen Artikeln beschrieben, besteht der Elektroofen im wesentlichen aus einer kippbaren Ofenwanne, die mit feuerfesten Stoffen ausgekleidet und mit einem Deckel, ebenfalls aus feuerfesten Steinen gemauert, abgedeckt ist. Durch den Deckel werden drei stromführende Grafitelektroden in den Ofenraum eingeführt, die sich während der Einschmelzperiode durch den übertretenden Lichtbogen in den Schrott einfressen und diesen hierdurch langsam aufschmelzen.

Bevor der Schrott und die Gießtrichter eingesetzt werden, das heißt, nach Abstich der vorangegangenen Charge, muß der 1. Schmelzer die feuerfeste Ofenauskleidung ausbessern, und zwar wirft er Dolomit, ein Kalzium-Magnesium-Karbonat, oder Magnesit an die Seitenwände in Höhe des Schlackenstandes und in eventuell eingefressene Löcher. Da der Ofenraum nach dem Abstich noch sehr heiß ist, brennt die aufgegebene Flickmasse zum größten Teil fest an. Durch diese Flickarbeit wird die Haltbarkeit der Ofenzustellung erheblich vergrößert, was selbstverständlich einen wirtschaftlichen Nutzen mit sich bringt, da die Neuzustellung eines Elektroofens etwa das gleiche kostet wie ein neuer Volkswagen.

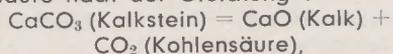
Nach dem Flickern des Ofens erfolgt dann das Chargieren, das grundsätzlich auf zwei Arten erfolgen kann. Einmal mit Hand oder mit Rutschen durch die Ofentür, so wie es bei unseren beiden kleineren Lichtbogenöfen gemacht wird, zum anderen Mal mit Hilfe eines Chargierkorbes wie bei unserem neuen Ofen. Der Einsatz wird mit Hilfe von Magneten in den Chargierkorb gegeben, und dieser, nachdem der Ofendeckel abgehoben und die Ofenwanne ausgefahren ist, über die offene Ofenwanne gefahren. Der Chargierkorb wird vom Kran aus geöffnet, und das Einsatzmaterial fällt in die Ofen-

wanne. (Siehe auch ausführlichen Bericht in Nummer 26, Dezember 1953: „Der neue Elektroofen in Stachelhausen“.)

Dieses letztere Verfahren ist erstmal bedeutend einfacher und nimmt dem Schmelzer einen Teil seiner schweren Arbeit ab, zweitens aber ist die Korbbeschildung bedeutend schneller und verhindert dadurch eine größere Ofenabkühlung, die immer mit Geldverlust verbunden ist. Je mehr der Ofen abkühlt, um so mehr Wärme muß während des Einschmelzens zugeführt werden, das bedeutet aber erhöhten Stromverbrauch und längere Einschmelzzeit! Durch die Korbbeschildung ist man jedoch auch in der Wahl der Schrottbeschaffung nicht mehr so abhängig wie bei der Rutschenchargierung, da man bei letzterer nur kleinstückigen Schrott verwenden kann, während die Korbbeschildung auch den Verbrauch von größerem und sperrigem Schrott erlaubt.

Normalerweise besteht der Einsatz aus Trichterschrott, also Gießereikreislaufmaterial und aus Fremdschrott. Hierzu kommt in den meisten Fällen noch ein gewisser Prozentsatz an Stoffen, die aufkohlend wirken, zum Beispiel Elektrodenreste, Karburit und Roheisen.

Da, wie bereits im vorigen Heft berichtet, die Schlacke nicht ein lästiges Nebenprodukt bei der Stahlerzeugung ist, sondern wichtige metallurgische Aufgaben zu erfüllen hat, wird auch gleichzeitig der Hauptbestandteil der Schlacke, nämlich Kalk, mit dem Schrott in den Ofen gegeben, und zwar mit einem Anteil von etwa 4 Prozent des Gesamteinsatzes. Hier ist es nun gleichgültig, ob der Kalk direkt als Kalk oder als Kalkstein zugegeben wird, denn der Kalkstein zersetzt sich bei 900 Grad in Kalk unter Abgabe von Kohlendensäure nach der Gleichung 1



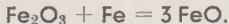
wobei die Kohlensäure gasförmig aus dem Ofen entweicht.

Nach dem Einsetzen des Schrotts beginnt mit dem Einschalten des Stromes die erste Periode der Stahlerzeugung, das Einschmelzen. Dies ist der Moment, in

dem Neulinge und Zuschauer stets mit bleichen Gesichtern und zitternden Knien unwillkürlich einen Schritt zurückgehen, falls sie sich zu nahe herangewagt haben.

Das Einschmelzen beginnt nämlich mit einem mächtigen Getöse und Geknatter, das erst dann wieder etwas ruhiger wird, wenn sich auf der Ofensohle der erste flüssige Stahl bildet, den der Schmelzer den Sumpf nennt. Der Sumpf steigt mit der Zeit immer höher, während der noch ungeschmolzene Schrott immer mehr zusammenfällt und schließlich vollkommen im Schmelzbad verschwindet und selbst auch aufgeschmolzen wird. Während der Schrott einschmilzt, bildet sich auch eine flüssige Schlacke, und zwar aus dem zugegebenen Kalk sowie dem anhaftenden Rost und Sand, die noch an den Trichtern sind.

Der Rost ist eine chemische Zusammensetzung aus Eisen und Sauerstoff, und zwar nehmen wir an, es handelt sich um Fe_2O_3 , wobei Fe das Eisen und O der Sauerstoff ist. Dieses Fe_2O_3 setzt sich aber mit dem Eisen im Schmelzbad zu einem anderen Oxyd um und geht als FeO in die Schlacke nach der Gleichung 2



Wenn wir nun noch wissen, daß der Sand ein Siliziumdioxid mit der Formel SiO_2 ist, dann können wir auch die Schlackenanalyse der Einschmelzschlacke angeben:

CaO	40—60 %
SiO_2	20—30 %
FeO	8—12 %

Nach dem Einschmelzen wird mit einem eisernen Löffel eine Probe aus dem Stahlbad entnommen und auf Kohlenstoff im Betriebslaboratorium analysiert.

Das bisher Geschilderte ist bei allen Chargen, ganz gleich welcher Qualität, gleich. Der weitere Chargenverlauf hängt ab von der zu erschmelzenden Qualität, also von der Endanalyse und dem gewünschten Reinheitsgrad.

In großen Zügen gesagt, gibt es für die Weiterverarbeitung zwei grundsätzliche Schmelzverfahren, die nun beschrieben werden sollen:

1. das Umschmelzverfahren,
2. das Aufbauverfahren.

Vorweg sei jedoch bemerkt, daß es zwischen diesen beiden Verfahren Kombinationen gibt, die sich von Fall zu Fall zu weiteren Schmelzverfahren entwickeln.

1. Das Umschmelzverfahren

Das Grundsätzliche an diesem Verfahren ist die Tatsache, daß die erste sich bildende Schlacke während der gesamten Schmelzzeit auf dem Schmelzbad bleibt, also kein Schlackenwechsel erfolgt.

Der Einsatz wird immer so berechnet, daß der Kohlenstoffgehalt etwa 0,3 bis 0,4 Prozent höher liegt als in der gewünschten Endanalyse. Diese überschüssige Kohlenstoffmenge muß also nach dem Einschmelzen entfernt werden. Man nennt diese zweite Periode des Lichtbogenofenprozesses die Frisch-, Koch- oder Oxydationsperiode. Wie der letzte Name besagt, erfolgt die Entfernung des Kohlenstoffs durch Oxydation, also durch Zugabe von Sauerstoff. Diese kann einmal erfolgen durch das Hinzuwerfen von Erz und zum anderen Mal durch Einblasen von gasförmigem Sauerstoff. Da das Einblasen von Sauerstoff in den letzten Jahren eine Sonderstellung in den Stahlwerken einnimmt, soll hierüber im Anschluß besonders berichtet werden. Durch die Zugabe von Erz wird die Schlacke reicher an Eisenoxiden. Ein Teil der Eisenoxide aus der Schlacke geht in das Schmelzbad und löst sich darin auf, und zwar genau so, wie sich gewöhnliches Kochsalz im Wasser auflöst. Das gelöste Eisenoxyd reagiert sofort nach Zusammenprall mit einem Kohlenstoffatom und verbrennt dieses zu Kohlenoxyd (CO), das gasförmig aus dem Schmelzbad durch die Schlacke und dann weiter durch die Ofentür entweicht. Sobald dieses Kohlenoxyd an der Ofentür mit dem Sauerstoff aus der Luft in Berührung kommt, verbrennt es noch einmal mit einer gelben Flamme zu Kohlendioxyd (CO_2).

Es ist nun nicht so, daß das im Erz enthaltene Eisenoxyd (Fe_3O_4) nur den unerwünschten Kohlenstoff verbrennt, sondern es werden alle jene Elemente verbrannt, die eine größere Affinität zum Sauerstoff haben als das Eisen. Der Begriff *Affinität* kann hier mit chemischer Verwandtschaft übersetzt werden.

Übertragen auf unsere Vorgänge, heißt das bildlich gesehen folgendes:

Die Junggesellen Sauerstoff gelangen über das Erz in die Schlacke, mit dem Wunsch, so schnell wie möglich eine Frau fürs Leben zu finden. Da es sich bei der Schlacke aber um jungfräuliches Niemandsland handelt, dagegen im Schmelzbad ein Frauenüberschuß besteht, wan-



dert ein Teil der Sauerstoffkavaliere ins Bad und sieht sich hier zunächst einer überwältigenden Mehrheit von Eisenjungfrauen gegenüber. Solange die Kavaliere nichts anderes kennen, greifen sie zu den Eisenjungfrauen (Gleichung 1) und versuchen nun mit diesen in der Schlacke glücklich zu werden. Aber was geschieht? Auf dem Wege zur Schlacke fühlt sich der Sauerstoff plötzlich betrogen, denn nun sieht er auf einmal, daß es nicht nur „eiserne“ Jungfrauen gibt, sondern auch noch Jungfrauen, die sich Kohlenstoff, Silizium und Phosphor nennen. Da diese hü-



bschen Mädchen gegenüber der Durchschnittsware Eisen in der Minderheit waren, wurden sie zunächst von den Eisenjungfrauen im Hintergrund gehalten, um die Sauerstoffkavaliere arglistig zu täuschen. Nun, da dieser Schwindel entdeckt ist, wenden sich die Kavaliere treulos von ihren eben gehehlten Eisenfrauen ab

und gehen eine neue Ehe mit den soeben entdeckten Schönheiten ein. Aber zurück zur nüchternen Darstellung!

Die Verbrennung der Eisenbegleiter erfolgt über das Eisenoxyd. Dieses reagiert mit dem Kohlenstoff, Silizium, Mangan und Phosphor, wobei die Oxyde der einzelnen Elemente entstehen, nämlich CO , SiO_2 , MnO und P_2O_5 . Bis auf CO , das ja gasförmig entweicht, gehen alle anderen Oxyde in die Schlacke und gehen hier zum Teil mit dem Kalk und zum Teil untereinander weitere chemische Verbindungen ein.

Nachdem auf diesem Wege der Kohlenstoff weit genug heruntergefrischt ist, nämlich etwa 0,05 bis 0,10 Prozent tiefer als der gewünschte Endgehalt, wird die Frischperiode beendet und mit der dritten Periode, der Reduktions- oder Raffinationsperiode, begonnen.

Das Ende der Frischperiode bedeutet aber für die noch im Bad befindlichen Sauerstoffkavaliere das Ende ihrer Freiehung um die Kohlenstoffjungfrauen, von denen sie aber so ohne weiteres nicht ablassen. Um ihrem Drange ein gewaltsames Ende zu



machen, wirft man eine weibliche Ordnungspolizei, nämlich Mangan in Form von Spiegeleisen, ins Bad, die die Liebhaber gewaltsam überrumpelt und in die Schlacke abführt. Das heißt also, durch Zugabe von hochgekohltem und hochmanganhaltigem Roheisen findet eine Vorberuhigung oder anders ausgedrückt, eine erste Desoxydation, also eine Entfernung des Sauerstoffs aus dem Bad statt.

Jetzt steht zunächst die Frage offen: warum setzt man dem Eisen erst zuviel Kohlenstoff zu, frischt diesen Kohlenstoff dann heraus bis unter die Analysengrenze und setzt wieder auf den gewünschten C-Gehalt zu?

Mit der Beantwortung dieser Frage soll die Fortsetzung im nächsten Heft beginnen.

(Zeichnungen von Eberhard Klette, Betriebslabor Stachelhausen)

Sieben Sangesbrüder wurden geehrt

Ein besonderer Anlaß hatte unsere Werkschorfamilie am 23. November im Lokal Rautzenberg zusammengeführt. Sieben Sangesbrüder, die bereits seit 25, 40 und 50 Jahren treu zum deutschen Lied halten, empfingen aus der Hand des stellvertretenden Kreisvorsitzenden des Deutschen Sängerbundes, Julius Rinke, die silberne oder goldene Ehrennadel oder den Ehrenbrief des Deutschen Sängerbundes. Grund genug, dieses kleine Fest feierlich und fröhlich zu begehen. Als der Vorsitzende des Männergesangsvereins der Bergischen Stahl-Industrie, Paul Dickel, die Sangesbrüder, ihre Frauen und die Gäste begrüßte, konnte er mit Genugtuung feststellen, daß trotz aller Sorgen, die der Krieg und die Nachkriegszeit dem Chor gebracht haben, er nun wieder eine Stärke und Leistungsfähigkeit erlangt hat, die es ihm ermöglichen, wieder den gebührenden Platz innerhalb der bergischen Sängerschaft einzunehmen, und daß aller Sangesbrüder Bestreben dahin geht, ihn mit Eifer und Liebe zur Sache zu weiteren Erfolgen zu führen.

Die goldene Nadel und den Ehrenbrief des Deutschen Sängerbundes erhielten für 50jähr. Sängertreue:

Robert Maul (Bild 1 links oben) und Walter Priestersbach (Bild 2),

die goldene Nadel des nordwestdeutschen Sängerbundes für 40jähr. Sängertreue:

Hermann Himmen (Bild 3) und Erich Holthaus (Bild 4),

die silberne Nadel des nordwestdeutschen Sängerbundes für 25jähr. Sängertreue:

Otto Güthe (Bild 5 rechts oben), Willi Hausmann und Alfred Wunsch (Bild 6).

Anschließend blieben die Sangesbrüder noch lange in froher Runde beisammen, amüsant unterhalten von Artur Odendal (Ansager), Hanni Paur (Gesang), Sangesbruder Rudi Hänel (Klavier), den vier Sangesbrüdern Helmut Scharwächter, Willi Junggebürth, Alfred Scharwächter und Albert Tesche (Bild 7) und nicht zu vergessen vom Werkschor, unter Leitung von Hajo Kelling, selbst, der mit ernstem und heiteren Liedern erfreute.



Ein Besuch nach 50 Jahren

Ein seltener Besuch hat uns am 23. November freudig überrascht. Als Fräulein Herbener von der Hauptbuchhaltung in der Redaktion anrief und mitteilte, daß das erste — damals auch einzige — weibliche Belegschaftsmitglied der Bergischen Stahlindustrie bei ihr zu Besuch sei, war man geneigt, an einen Scherz zu glauben. Aber es war Wirklichkeit.

Vor uns saß dann ein schmächtiges, aber noch sehr rüstiges Persönchen: Frau Gertrud Gross, damals, im Jahre 1896, als sie in der BSI beschäftigt war, Fräulein Heinicke. Vielleicht wird sich noch der eine oder andere Pensionär der Sekretärin von Geheimrat Moritz Böker erinnern, als dieser noch kein Kommerzienrat und noch kein Geheimrat war.

Frau Gertrud Gross ist heute 80 Jahre alt, eine passionierte Wanderin, die ihre 20 km noch ohne Anstrengung zurücklegt. Nun, da sie, in Kassel wohnhaft, im Rheinland zu Besuch war, wollte sie nicht an der BSI, in der sie immerhin sieben Jahre, bis 1903, tätig war, vorbeifahren, ohne der Tochter von Ernst Herbener, den sie aus ihrer Zeit gut kannte, guten Tag zu sagen.

Da gab es natürlich viel zu erzählen. Viele Namen nannte Frau Gross, die auch uns Begriffe sind, und wenn auch nur „aus der Geschichte der BSI“. Dr. H. G. Böker war zu ihrer Zeit noch Schüler. Die Herren Lechner, Brenne, Nettler, Zollinger, Ruppert, Hallbach fallen ihr ein, aber besonders belustigt sie die Erinnerung an die erste Schreibmaschine, die in die BSI kam und auf der sie schreiben mußte und die eine wahre Sensation war. Wer irgendwie konnte, kam zu ihr ins Büro, um sich dies Wunderding anzusehen, und selbst die Gattin vom Geheimrat nahm sie in Augenschein. Damals, um die Jahrhundertwende, sah die BSI natürlich ganz anders aus als heute, aber das Verwaltungsgebäude stand an derselben Stelle wie heute, und auch die damalige Geschäftsleitung, Moritz Böker, sowie Frau Gross, hatten ihre Büroräume im Erdgeschoß.

Eine längst vergangene Zeit, von der sich die meisten von uns keine Vorstellung machen können, schien durch die lebhaft Schilderung von Frau Gross wiederaufzusteigen, und es war, als würden wir spü-



ren, wie emsig auch damals schon geschafft wurde, auf demselben Raum, auf dem wir heute arbeiten.

Mit Interesse hat Frau Gross vernommen, wie es heute in der BSI aussieht, und auch unsere Werkszeitung betrachtet.

Wir haben uns über diesen Besuch sehr gefreut und wünschen unserem ersten weiblichen Belegschaftsmitglied auch weiterhin alles Gute.

*

Wenn Sie irgendwelche Fragen haben, ganz gleich ob betrieblicher, wirtschaftlicher, kultureller, arbeitsrechtlicher, sozialpolitischer Art oder aus anderen Gebieten, dann wenden Sie sich vertrauensvoll an die Werkszeitung.

Alle Fragen werden gewissenhaft und ausführlich beantwortet.

Im Dienste des technischen Fortschritts

Verbesserungsvorschläge — Erfindungen — gewerbliche Schutzrechte

Wie läßt sich der Arbeitsablauf an meinem Arbeitsplatz verbessern? Dieser Gedanke beschäftigt täglich viele Köpfe, wie die Vielzahl der Verbesserungsvorschläge beweist, die dem Kuratorium für betriebliches Vorschlagswesen unseres Werkes vorgelegt werden. Darunter sind viele gute Anregungen zu organisatorischen und technischen Verbesserungen, die den Arbeitsprozeß fördern oder verbilligen, kurz, einen wirtschaftlichen Fortschritt bringen.

Solches Bemühen verdient Ansporn und Belohnung und findet sie im Rahmen des betrieblichen Vorschlagswesens, soweit sich die Bedeutung der Neuerung auf den eigenen Arbeitsbereich beschränkt.

Darüber hinaus kommen aber aus dem Kreis unserer Werksangehörigen auch Gedanken, deren Wirkungsbereich größer ist, weil sie eine allgemein wesentliche technische Leistung darstellen, die gegenüber dem in der Technik bereits Bekannten einen erheblichen Fortschritt bedeutet. Das ist wirtschaftlich gleichbedeutend mit einem Vorsprung vor den Konkurrenten auf dem Markt, und eben dieser Vorsprung ist es, der den Auftragseingang, den Inhalt der Lohntüte und die Sicherheit des Arbeitsplatzes für jeden einzelnen von uns maßgeblich bestimmt. Hier spricht man nicht mehr von einem Verbesserungsvorschlag, sondern von einer Erfindung.

Die zahlreichen Erfindungen, die von Angehörigen der BSI gemacht werden, liegen auf den verschiedensten Gebieten der Technik.

Da gibt es ein Verfahren zur Herstellung schweißbaren Tempergusses, eine Bremse für Fördermaschinen im Bergbau, eine automatische Kupplung für Schienenfahrzeuge, ein Verfahren zum Entstauben und Kühlen von Formsand, Heißwindschieber für Winderhitzer, Umkehrkrümmer für Raffinerieanlagen der Mineralölindustrie, einen Ofen zum Glühfrischen von Temperguß in Gas; eine zwanglose Auswahl unter vielen, die zugleich eine Vorstellung von der Bedeutung der erfinderischen Tätigkeit für unser Werk vermitteln mag, dient doch ein nennenswerter Teil unserer Gießerei-

kapazität, z. B. der Erzeugung von schweißbarem Temperguß, der unter der Marke „Sius“ weltbekannt geworden ist. Es liegt nahe, daß ein Wettbewerber bestrebt ist, sich eine Erfindung seines Gegners zunutze zu machen und mühelos das Resultat zu verwerten, das der Erfinder in angestrenzter geistiger Arbeit, am Zei-
chentisch, im Labor oder in der Werkstatt, vielleicht durch kostspielige Versuche, jedenfalls unter erheblichen Mühen, gewonnen hat.

Doch gilt auch für den volkswirtschaftlichen Bereich ebenso wie für den betrieblichen, daß jedem Beitrag zum technischen Fortschritt Anerkennung und Belohnung gebührt. Diese Überzeugung liegt dem gewerblichen Rechtsschutz zugrunde, der in allen Kulturstaaten gepflegt und in Deutschland durch Patent-, Gebrauchsmuster-, Geschmacksmuster- und Warenzeichengesetz garantiert wird.

Diese Gesetze gewähren dem Erfinder ein zeitlich begrenztes Monopol zur Ausnutzung seiner Erfindung. So gibt in Deutschland ein Patent seinem Inhaber das Recht, den Gegenstand der Erfindung 18 Jahre lang allein gewerbsmäßig herzustellen, in Verkehr zu bringen, feilzuhalten oder zu gebrauchen. Ein Gebrauchsmuster verleiht einen solchen Schutz für 6 Jahre.

Für den Kaufmann ist ein derartiges Privileg verständlicherweise von ungewöhnlichem Reiz, und das Streben nach gewerblichen Schutzrechten ist allgemein groß. Aber das Patentgesetz hat nicht eine Lähmung des wirtschaftlichen Wettbewerbs zum Ziel, sondern — wie gesagt — Ansporn und Anerkennung für Bereicherungen der Technik, und es stellt deshalb notwendigerweise hohe Anforderungen an die Patentfähigkeit einer Erfindung.

Die Prüfung der Patentwürdigkeit ist in Deutschland dem Deutschen Patentamt in München übertragen, bei dem der Patentsucher seine Erfindung anmelden muß. Er hat sie in einer Beschreibung, der gegebenenfalls eine Zeichnung des Erfindungsgegenstandes beizufügen ist, zu

erläutern und präzise festzustellen, worin die schutzfähige, schöpferische, technische Leistung besteht. Der Anmelder muß den Erfindungsgedanken uneingeschränkt offenbaren, er kann sich nicht auf Andeutungen beschränken, um wesentliche Elemente der Erfindung geheimzuhalten, vielmehr muß er einen Durchschnittsfachmann in die Lage versetzen, die Erfindung zu benutzen. Nur auf den im „Schutzanspruch“ offenbarten Erfindungsgedanken erstreckt sich der Schutz, den das Patent gewährt.

In einer amtlichen Prüfung wird die Anmeldung auf Neuheit, Fortschritt und Erfindungshöhe untersucht. Eine Veröffentlichung des Erfindungsgedankens in einer Patentschrift oder in der technischen Literatur der letzten 100 Jahre schließt die Erteilung eines Patents aus, und es spielt dabei gar keine Rolle, ob der Erfinder die Veröffentlichungen kannte, die seine Idee vorwegnahmen. Die patentamtlichen Archive scheinen unergründlich, und in München eine englische Veröffentlichung aus dem Jahre 1874 als neuheitsschädlich entgegengehalten zu bekommen, ist immerhin möglich, und es bedarf in den meisten Fällen einiger Anstrengung, den eigenen Erfindungsgedanken gegenüber den Entgegenhaltungen des Prüfers zu verteidigen und abzugrenzen.

Die Prüfung auf Fortschritt und Erfindungshöhe ist der nächste Meilenstein auf dem dornen- und enttäuschungsreichen Weg zur Patentrolle; denn außer Neuheit wird von den „Prüflingen“ Fortschritt gegenüber dem jeweiligen Stand der Technik verlangt. Rein handwerkliche Maßnahmen zur Verbesserung des Bekannten genügen nicht. Es muß sich vielmehr um eine schöpferische Leistung handeln, die die Technik maßgeblich vorwärtsbringt. Fortschritt und Erfindungshöhe stehen gewissermaßen in Wechselwirkung.

Genügt eine Anmeldung, diesen — wie man zugeben muß — nicht geringen Anforderungen, so wird sie im Deutschen Patentblatt bekanntgemacht. Vier Monate — so lange dauert die Einspruchsfrist — steht sie nun im Rampenlicht der interessierten Öffentlichkeit, und nicht selten gerät sie ins Kreuzfeuer der Konkurrenten, die sie mit neuem Material zu Fall zu bringen trachten. Erneut heißt es, sich zu verteidigen, die Entgegenhaltungen zu entkräften, Neuheit, Fortschritt und Erfindungshöhe unter Beweis zu stellen.

Gelingt das, dann wird die Erfindung endlich — manchmal erst nach Jahren, in die Patentrolle eingetragen. Nimmt es wunder, daß nur ein bescheidener Teil der stets mit großen Hoffnungen getätigten Anmeldungen alle diese Siebe passiert? Zur Zeit bestehen 60% der beim Deutschen Patentamt eingereichten Anmeldungen die Prüfung nicht, und es spricht deshalb für die Arbeit unserer Konstrukteure und Techniker, daß Patentanmeldungen der Bergischen Stahl-Industrie nur in seltenen Fällen zurückgewiesen wurden.

Die Anforderungen, die an ein Gebrauchsmuster hinsichtlich seines technischen Niveaus gestellt werden, sind wesentlich geringer. Dafür ist es auch von kürzerer Dauer als ein Patent, und der Rechtsschutz, den es gewährt, wesentlich schwächer. Es ist nur ein „kleines Patent“ und wird vornehmlich für Arbeitsgerätschaften und Gebrauchsgegenstände von neuartiger Gestaltung oder Anordnung in Anspruch genommen.

Ist ein Schutzrecht erteilt, so darf es — wie erwähnt — allein der Inhaber gewerbsmäßig ausnutzen. Er kann das selbst unmittelbar tun, er kann das Recht dazu aber auch „verpachten“, man sagt, eine Lizenz vergeben. Eine Umgehung des Patentschutzes, etwa durch eine Nachahmung, die nicht die gleiche vorteilhafte Wirkung zeigt wie das Patent, ist nicht möglich. Ein solches Vorgehen stellt vielmehr eine Patentverletzung dar, für die der Verletzer schadenersatzpflichtig ist.

Es ist aber zu beachten — und das ist sicherlich nicht uninteressant —, daß nur die „gewerbsmäßige“ Verwendung eines Schutzrechts untersagt ist. Ein Amateur, sagen wir ein Radiobastler, darf aber von allen ihn interessierenden Schutzrechten, auch von den modernsten Röhrenpatenten, nach Belieben für sein Hobby Gebrauch machen.

H. Östreich

Wir suchen zur Veröffentlichung in unserer Werkszeitung laufend Artikel in Form von Erzählungen, Erlebnisberichten, Beobachtungen und Betrachtungen, die von Arbeitskameraden geschrieben sind.

Aus unserer Mitte

Für die Herstellung eines jeden Gußstückes ist ein Modell erforderlich. Es besteht normalerweise aus Holz. Unsere Modellschreinerei in Stachelhausen hat weniger die Aufgabe, diese Modelle anzufertigen — das geschieht in der Modellschreinerei Loborn —, als vielmehr die von unseren Kunden eingesandten oder in Loborn hergestellten auf ihre Richtigkeit zu überprüfen und gießtechnisch so herzurichten, daß sie einwandfreie Abgüsse ergeben. Dazu gehört das Anbringen der Trichter, Gießläufe und gießtechnischen Verstärkungen. Oft sind die vom Kunden gelieferten Modelle auch in einem schlechten Zustand, so daß man mit ihnen keinen guten maßgerechten Guß herstellen kann. Derartige Modelle, im Betrieb „alte Gurken“ genannt, müssen in der Modellschreinerei Stachelhausen sorgfältig wieder in Ordnung gebracht werden.

Es ist klar, daß von den Arbeitskameraden in der Modellschreinerei eine äußerst gewissenhafte und exakte Arbeit verlangt wird. Sie müssen mit gutem handwerklichen Geschick ausgestattet sein, aber auch plastisches Vorstellungsvermögen haben, um die gießtechnischen Erfordernisse mit den Zeichnungsvorlagen in Einklang zu bringen.

Einer unserer Mitarbeiter in der Modellschreinerei Stachelhausen ist Alex Grothe. Noch jung an Jahren und erst seit 1952 in unserem Werk, weiß er, worauf es ankommt und hilft mit den anderen Arbeitskameraden zusammen, daß die Formen nur gute Modelle erhalten und daß keine Schwierigkeiten beim Guß auftreten.

Der wichtigste Arbeitsgang ist zunächst die Kontrolle. Häufig sind die angelieferten Modelle mit kleinen Fehlern behaftet, die bei flüchtigem Hinschauen nicht erkennbar sind und erst bei der genauen Überprüfung festgestellt werden können. Diese Fehler würden, so unscheinbar sie auch sein mögen, ohne Zweifel zu einem schlechten Gußstück führen. Hier setzt die Arbeit der Modellschreinerei in Stachelhausen ein.

Auf Bild 1 sehen wir, wie unser Arbeitskamerad Alex Grothe mit Hilfe der erforderlichen Meßwerkzeuge ein Modell

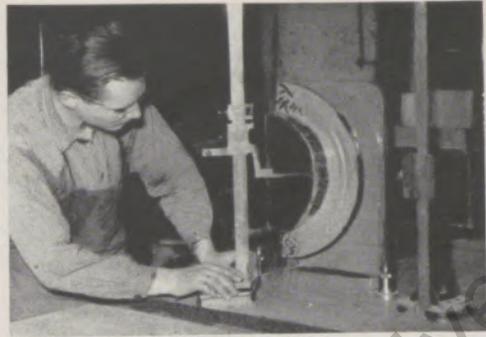


Bild 1 auf Maßhaltigkeit überprüft. Gewissenhaftigkeit, Erfahrung und handwerkliches Können sind die Voraussetzungen, um diese Arbeit auszuführen, zumal die oft komplizierten Modelle und die Zeichnungen nur für einen erfahrenen Fachmann verständlich sind.

Wenn die Kontrolle durchgeführt, das Modell in Ordnung oder aber der Fehler gefunden ist, beginnt die Reparatur, die Beseitigung der Fehler und die gießtechnische Vorbereitung.

Die Bilder 2 bis 5 zeigen Alex Grothe an den verschiedenen Maschinen in der Modellschreinerei Stachelhausen, an denen er jene Arbeitsverrichtungen durchführt,

Bild 2





Bild 3
die für die Reparatur notwendig sind: an der Bandsäge, an der Schmirgelscheibe, an der Hobelmaschine, bei einer Drechselarbeit.

Bild 4



Bild 5

Bild 6 zeigt dann das Anbringen der Trichter an das Modell.

Anschließend geht die gesamte Modelleinrichtung in die Formerei. Dem Former

Bild 6



sind dadurch schon gewisse Vorarbeiten geleistet. Er braucht sich um Lage, Größe und Art der Trichter und Gießläufe nicht mehr zu kümmern. Das ist bereits in der Modellschreinerei Stachelhausen in Ordnung gebracht worden.

Wir sehen, daß auch diese Abteilung unseres Werkes eine wichtige Aufgabe zu erfüllen hat und daß auch diese Arbeitskameraden, wie einer aus ihrer Mitte zeigt, an entscheidender Stelle mit beitragen, daß ein reibungsloser Ablauf der Produktion gewährleistet ist.

Wußten Sie das schon?

Die Prämien in Stachelhausen

Zum 1. April dieses Jahres mußten in unserer Werksabteilung Stachelhausen einige Prämien gekündigt werden, da sich durch Umstellungen, Neuanschaffungen und Neuanlagen die Arbeitsbedingungen völlig geändert haben. Es wurde für eine Übergangszeit aus dem bisherigen Durchschnitt eine Festprämie gezahlt, um Lohn-einbußen zu vermeiden. Nachdem nun während der letzten sieben Monate die in Frage kommenden Arbeitsplätze in ihrem Produktionsablauf eingehend beobachtet worden sind, konnten unserem Betriebsrat neue Prämienvorschläge unterbreitet werden. Über diese wurde dann mehrfach zwischen Betriebsrat und Geschäftsleitung verhandelt. Die Besprechungen sind inzwischen zum Abschluß gekommen.

Ab 1. November 1954 werden demnach die Prämien wieder auf eigener Grundlage errechnet, und zwar für

Kranfahrer, Schweißer, die Reparaturwerkstatt, die Werkzeugmacherei, die Inspektionsabteilung, den Versand und das Lager, für die Chromguß- und Stahlgußputzerei, für die Härtereie und Vergüterei.

Bei weiteren drei Prämien sind die Ermittlungen noch nicht abgeschlossen. Für sie erfolgt die Festlegung der Basis später.

Unser Mitarbeiter Dipl.Ing. H. Huljus, Ingenieurbüro, beabsichtigt, zu Beginn des neuen Jahres eine kleine Ausstellung durchzuführen. Neben Farb- und Schwarz-Weiß-Aufnahmen aus einigen amerikanischen Nationalparks, vom Grand Canyon, von Wolkenkratzern und von Hawaii werden einige lustige Urkunden, ferner Steine und sonstige Raritäten gezeigt werden. Die Ausstellung findet vom 24. bis zum 30. Januar einschließlich, im Konferenzsaal (Pfortner 1), statt, und ist in dieser Zeit täglich von 8 bis 18 Uhr geöffnet.

Vier unserer Lehrlinge, die, wie bereits berichtet, ihre Facharbeiterprüfung mit „Sehr gut“ bestanden haben, wurden vom Präsidenten der Bergischen Industrie- und Handelskammer, Chr. Heinrich Wolf, mit je einer Buchprämie ausgezeichnet, und zwar:

Franz Chyrek, Degenhart Lempert, Walter Engels und Karl-Hermann Klein.

Wohnungstauschwünsche

Folgende Wohnungstauschwünsche sind bei unserer Wohnungsverwaltung eingegangen, bei der Näheres zu erfahren ist.

Geboten werden: 2½ Zimmer in der Siedlung Rath.

Gesucht werden: 2 Zimmer im Stadtbezirk.

Geboten werden: 2 Zimmer in Werksnähe.

Gesucht wird: 3-Zimmer-Wohnung im Tausch.

Wohnraum für Soforthilfeberechtigte

Bereits im Mai-Heft unserer Werkezeitung haben wir darauf hingewiesen, daß es zur Vermeidung von Verzögerungen bei der Einplanung von Wohnungsbauvorhaben zweckmäßig erscheint, den Nachweis der Soforthilfe-Eigenschaft möglichst bald zu führen. Leider haben bisher nur wenige Bewerber auf unsere Anregung reagiert.

Mit Rücksicht darauf, daß wir zur Bekanntgabe eines Wohnungsbelegungsplanes schon in allernächster Zeit aufgefordert werden, bitten wir diejenigen Wohnungsbewerber, die bisher den Nachweis ihrer Soforthilfe-Eigenschaft durch Vorlage einer amtlichen Bescheinigung des Soforthilfeamtes noch nicht erbracht haben, bald die notwendigen Schritte zu unternehmen. Die Bescheinigungen werden auf Antrag vom Soforthilfeamt ausgestellt. Wir haben Antragsformulare auf unserem Büro vorliegen und bitten die Interessenten, sich diese bei uns abzuholen und den Antrag nach Beantwortung der Fragen dem Soforthilfeamt zur Anerkennung einzureichen.

Wir betonen nochmals, daß Bewerber ohne Vorlage dieser Bescheinigung in den geplanten Bauvorhaben nicht berücksichtigt werden können und bitten sie daher in ihrem eigenen Interesse, die Ausstellung der Bescheinigung über die Anerkennung als Soforthilfe-Berechtigte umgehend in die Wege zu leiten.

Wohnungsverwaltung

Was bringt die neue Steuerreform?

Die in letzter Zeit wiederholt gehegte Absicht, in unserer Werkszeitung über die nun schon seit Monaten angekündigte Steuerreform zu berichten, wurde bisher immer wieder vereitelt durch den Widerstreit der Meinungen innerhalb aller interessierten Kreise, der eine sachliche Darstellung der Auswirkungen der Reform unmöglich machte. Jetzt hat endlich, und zwar in dem Augenblick, in dem dieser Artikel geschrieben wird, der Bundesrat dem am 19. November 1954 vom Bundestag verabschiedeten „Gesetz über die Steuerneueordnung“ seine Zustimmung erteilt. Es wird nunmehr mit Bestimmtheit am 1. Januar 1955 in Kraft treten.

Was haben wir nun von der Steuerreform

zu erwarten? Welche Steuervergünstigungen bringt sie, welche bleiben und welche entfallen zukünftig? Zu diesen Fragen sollen, soweit es das bisher vorliegende Material zuläßt, nachstehend kurze, auf die besonderen Belange der Werksangehörigen abgestellten Hinweise gegeben werden:

Der neue Tarif

Am meisten interessiert wohl jeden von uns der neue Lohnsteuertarif, der, das muß man schon anerkennen, in allen Einkommensstufen fühlbare Steuersenkungen aufweist. Ab 1. Januar 1955 werden überhaupt keine Lohnsteuer mehr zu zahlen haben:

Ledige	mit einem Jahreslohn bis	1900,— DM
Verheiratete ohne Kinder	„ „ „ „	2800,— DM
mit 1 Kind	„ „ „ „	3600,— DM
mit 2 Kindern	„ „ „ „	4300,— DM
mit 3 Kindern	„ „ „ „	6000,— DM
mit 4 Kindern	„ „ „ „	7800,— DM

Ein Vergleich der alten mit der neuen Jahreslohnsteuertabelle (eine auf den Monat abgestellte Tabelle liegt zur Zeit leider noch nicht vor) ergibt folgendes auszugsweise wiedergegebenes Bild:

Jahreslohn	Lohnsteuer nach Steuerklasse						
	a) alt b) neu	I	II	III/1	III/2	III/3	III/4
2 880,—	a	120,—	24,—	—	—	—	—
	b	107,—	9,—	—	—	—	—
3 360,—	a	196,—	89,—	20,—	—	—	—
	b	177,—	59,—	—	—	—	—
3 840,—	a	276,—	151,—	76,—	11,—	—	—
	b	255,—	121,—	35,—	—	—	—
4 320,—	a	357,—	218,—	132,—	57,—	—	—
	b	330,—	184,—	86,—	10,—	—	—
4 800,—	a	457,—	302,—	203,—	120,—	21,—	—
	b	419,—	263,—	152,—	59,—	—	—
5 280,—	a	556,—	387,—	276,—	181,—	71,—	—
	b	503,—	339,—	219,—	115,—	—	—
5 760,—	a	673,—	489,—	367,—	259,—	134,—	—
	b	602,—	428,—	301,—	186,—	—	—

Lohnsteuer nach Steuerklasse

Jahres- lohn	a) alt	I	II	III/1	III/2	III/3	III/4
	b) neu						
6 000,—	a	736,—	545,—	417,—	302,—	167,—	—
	b	653,—	476,—	344,—	224,—	11,—	—
7 200,—	a	1059,—	837,—	686,—	545,—	369,—	221,—
	b	911,—	716,—	568,—	430,—	144,—	—
8 400,—	a	1430,—	1179,—	1002,—	837,—	626,—	441,—
	b	1188,—	978,—	818,—	665,—	342,—	118,—
10 800,—	a	2281,—	1981,—	1768,—	1560,—	1287,—	1035,—
	b	1791,—	1558,—	1378,—	1203,—	816,—	519,—

Besonders auffällig ist die tarifmäßige Auswirkung der Erhöhung der Freibeträge für Kinder, die z. B. vom dritten Kind an eine Steigerung von 840 DM auf 1680 DM erfahren haben.

Pauschbeträge für Geschädigte

Die steuerfreien Pauschbeträge für Kriegssachgeschädigte, Heimatvertriebene, Sowjetzonenflüchtlinge, Spätheimkehrer und politisch Verfolgte kommen ab 1. 1. 1955 in Fortfall, es sei denn, daß sie noch nicht 3 Jahre in Anspruch genommen worden sind. Ein z.B. erst Anfang 1954 heimgekehrter Kriegsgefangener hat demnach auch noch für die Jahre 1955 und 1956 Anspruch auf den steuerfreien Pauschbetrag. Die Freibeträge für Kriegs- und Körperbeschädigte werden in der alten Höhe auch weiterhin gewährt.

Werbungskosten

Bei den bisher zugestandenen erhöhten Werbungskosten hat sich nichts geändert. Die Aufwendungen für getrennten Haushalt, für die durch die Lage der Arbeitsstätte bedingte Abwesenheit vom Wohnort von mehr als 12 Stunden werden auch ab 1955 berücksichtigt. Neu eingeführt ist die Bestimmung, daß künftig Aufwendungen für Fahrten zwischen Wohnung und Arbeitsstätte auch bei Benutzung eines eigenen Autos, Motorrades oder Mopeds grundsätzlich als Werbungskosten anerkannt werden. Voraussetzung ist jedoch, daß der Gesamtbetrag der nachgewiesenen Werbungskosten jährlich 312 DM übersteigt.

Sonderausgaben

Die am häufigsten vorkommenden Sonderausgaben wie Beiträge zu Krankenkassen, Invaliden- und Angestelltenversicherung, Versorgungskassen, Sterbekassen, Lebensversicherung sind auf Antrag weiterhin in der bisherigen Form abzugsfähig, wenn sie 624 DM im Jahr übersteigen. Auch hinsichtlich des Abzugs der Kirchensteuer, Vermögensteuer und gewisser Teilbeträge der Vermögens- und Hypothekengewinnabgabe nach dem Lastenausgleichsgesetz bleibt alles beim alten.

Dagegen sind die Bestimmungen über die Steuervergünstigung von Kapitalansparungsverträgen und Bausparkassenverträgen verschärft worden. So müssen z.B. für alle nach dem 1. 1. 1955 abgeschlossenen steuerbegünstigten Sparverträge die Spargelder auf 10 Jahre bzw. bei über Fünfzigjährigen auf 7 Jahre (bisher 3 Jahre) festgelegt werden.

Bei Bausparkassenverträgen darf über die geleisteten Beiträge oder die Bausumme nicht vor Ablauf von 5 Jahren verfügt werden, es sei denn, daß die empfangenen Beträge unverzüglich und unmittelbar zum Wohnungsbau Verwendung finden.

Die Höchstgrenze der Sonderausgaben beträgt künftig je 800 DM für den Ehemann und die Ehefrau und 500 DM für jedes Kind. Sie verdoppeln sich für Steuerpflichtige, die mindestens 4 Monate vor Ablauf des betr. Steuerjahres das 50. Lebensjahr vollendet haben. Übersteigen die nachgewiesenen Sonderausgaben noch diese

Grenze, so kann der darüber hinausgehende Betrag zur Hälfte, jedoch nicht mehr als bis zu 50 v. H. der genannten Höchstbeträge berücksichtigt werden.

Steuerermäßigung auf Grund außer-gewöhnlicher Belastungen

Der Wortlaut des hierfür maßgeblichen § 33 EStG ist zwar geändert, bringt aber im wesentlichen nichts Neues. Auf Antrag werden daher nach wie vor zwangsläufig erwachsende Aufwendungen für den Unterhalt mittelloser Angehöriger, für Krankheiten, für die Beschäftigung einer Hausgehilfin (unter bestimmten Voraussetzungen) usw. als Steuerermäßigungsgründe anerkannt. Erwähnenswert ist, daß ab 1955 die Gewährung einer solchen Steuerermäßigung nicht mehr auf die steuerliche Leistungsfähigkeit des Antragstellers abzustellen, sondern unabhängig vom Einkommen und Vermögen zuzubilligen ist.

Die Ehegattenbesteuerung

Der ursprüngliche Plan, Ehegatten, bei denen die Ehefrau Einkünfte aus nicht-selbständiger Arbeit bezieht, mit ihren Einkünften zusammen zu veranlagern, ist durch den Finanzausschuß des Bundestages zu Fall gebracht worden. Dafür wird in Zukunft die Ehefrau grundsätzlich ohne Rücksicht auf den Familienstand nach Steuerklasse I besteuert. Eine Rechtsverordnung soll jedoch Härtefälle regeln und u. a. die Heranziehung des Ehemannes nach Steuerklasse I (statt der Ehefrau) zulassen.

Besteuerung von Zuschlägen

Zuschläge für Sonntags-, Feiertags- und Nachtarbeit bleiben auch ab 1. 1. 1955 — entgegen dem Vorschlag im Gesetzentwurf — steuerfrei, wenn der Arbeitslohn 7.200 DM im Kalenderjahr nicht übersteigt. Dagegen sind die Zuschläge für Mehrarbeit (Überstunden) ab Januar 1955 steuerpflichtig.

Änderungen in der Siebenergruppe

Gemeint sind hiermit die §§ 7a—7g Einkommensteuergesetz, deren Neuregelung

den breitesten Raum in der Steuerreform einnimmt. Am wichtigsten ist wohl der § 7c (Wohnungsbaudarlehen), der zukünftig hinsichtlich seiner allerdings z. T. eingeschränkten steuerlichen Vergünstigungen allen Steuerpflichtigen offen steht. Der Kreis der hieran interessierten Werksangehörigen erscheint uns jedoch zu klein, als daß sich die Wiedergabe der komplizierten Bestimmungen an dieser Stelle lohnen würde. Wer darüber Näheres wissen möchte, wende sich bitte an das Steuerbüro.

Damit haben wir zwar die wichtigsten, jedoch bei weitem nicht sämtliche Änderungen und Neuerungen der Steuerreform gebracht. Jeder überlege nun, welche Steuerermäßigungen er für 1955 in Anspruch nehmen kann. Obwohl infolge der verspäteten Verabschiedung des Gesetzes einige Schwierigkeiten auftreten werden, hoffen wir, uns ab Januar in der üblichen Weise mit der Aufnahme und Entgegennahme von Steuerermäßigungsanträgen für 1955 befassen zu können. Andernfalls werden wir die Werksangehörigen rechtzeitig durch eine Bekanntmachung oder in der nächsten Ausgabe der Werkszeitung unterrichten.

Wer aber noch für 1954 einen Steuerermäßigungsantrag stellen will, muß dies spätestens bis Jahresende tun. Das gilt vor allem für diejenigen, die mit Rücksicht auf die zukünftige Einschränkung der steuerlichen Vergünstigungen bei Kapitalansammlungsverträgen noch vor Ablauf des Jahres auf Grund der alten Bedingungen einen steuerbegünstigten Sparvertrag einzugehen beabsichtigen. Wichtig ist dabei zu wissen, daß bei einem bis Ende des Jahres 1954 abgeschlossenen Sparvertrag mit festgelegten Sparraten die Festlegungszeit nur 3 Jahre (statt künftig 10 Jahre) beträgt, wenn die erste Rate noch vor dem 31. 12. 1954 eingezahlt wird.

H. Brötzmann, Steuerbüro

Lehrlinge lernen Rettungsschwimmen

Auf Anregung des Leiters unserer Lehrwerkschar, Herrn Kachelmaier, hielt Bademeister Eisenbrand im Rahmen der wöchentlich donnerstags stattfindenden Schwimmstunde in der städtischen Badeanstalt für uns Lehrlinge einen dreimonatigen Rettungsschwimmerkurs ab, an dessen Abschlußprüfung, dem „Grundschein“, sich folgende Lehrlinge beteiligten: Leihausen, Stranowski, Dingel, Schnick, Falk, Preuschel, Kulessa, Schreiner, Schröder, Hühn, Ludwig, Knieriem, Riedemann, Jaquinet, Geil, Jab, Engels und Wellpott.

Der Grundschein ist das erste Glied in der Kette der Ausbildung eines Rettungsschwimmers, ihm folgen noch Leistungsschein und Lehrschein.

Bei der Grundscheinprüfung wird von dem angehenden Rettungsschwimmer die Ausführung folgender Übungen verlangt:

1. 15 Minuten Dauerschwimmen, davon 5 Minuten in Rückenlage ohne Armtätigkeit.
2. 20 m Streckentauchen.
3. 3mal in 2 Minuten 2 bis 3 m Tiefschwimmen und Herausheben eines 5 kg schweren Gegenstandes.
4. 100 m Schwimmen mit Bekleidung.
5. Je 20 m Transportieren eines etwa gleichschweren Menschen im Kopf-, Achsel- und Fesselgriff; anschließend frei im Wasser schwimmend entkleiden.
6. Befreiung aus folgenden Umklammerungen an Land zeigen und im Wasser vorführen:
Armumklammerung ein- und beidarmig, Halswürgegriff von vorn und hinten, Halsumklammerung von vorn und hinten, Brustumklammerung von vorn und hinten mit und ohne Einschluß der Arme, Beinumklammerung.
8. An-Land-Bringen eines Geretteten.
8. Vorbehandlung und Wiederbelebung eines Geretteten auf dem Land nach den Methoden von Sylvester und Thomson.

In den zehn Übungsstunden lernten wir, alle diese Aufgaben zu meistern. Die

erste Schwierigkeit bot das Rückenschwimmen ohne Armtätigkeit, das eine langsame, aber gleichmäßige und kräftige Beinarbeit erfordert. Das Streckentauchen wurde wider Erwarten gleich beim ersten Versuch von allen gekonnt, dagegen war das Tiefschwimmen für manche eine ganz nette Anstrengung. Kleiderschwimmen brauchten wir gar nicht zu üben, und bei der Prüfung hat auch niemand versagt.

Das Transportschwimmen jedoch mußte eifrig trainiert werden. Es zählt wohl zu den schwierigsten Übungen. Beim Kopfgriff faßt der Retter den Verunglückten, beide in Rückenlage schwimmend, mit beiden Handflächen leicht an den Unterkieferknochen, beim Achselgriff entsprechend unter beiden Armen, und zieht diesen so ans Ufer. Beim Fesselgriff, auch Seemannsgriff genannt, greift der Retter von vorn unter einem Arm hindurch und faßt auf dem Rücken des Ertrunkenen dessen anderen Arm etwa in Ellenbogenhöhe; der Retter hat dadurch eine Hand zum Schwimmen frei und kann außerdem durch Zusammenpressen der Schulterblätter einen etwa Tobenden bezähmen.

Beim Entkleiden im Wasser hat wohl mancher eine Menge Wasser geschluckt!



Die Befreiungsgriffe werden dem flüchtigen Betrachter als eine wilde Ringerei erscheinen; schaut man jedoch genauer hin, so stellt man fest, daß sie ein wohldurchdachtes Schutzsystem für den Retter darstellen, der bei einem eventuellen wirklichen Einsatz ja damit rechnen muß, daß er von dem Ertrinkenden, der in seiner Not nach jedem Strohalm greifen würde, erfaßt und mit heruntergezogen werden kann. Um eine solche Umklammerung zu vermeiden, ist es für den Retter wichtig zu wissen, daß er sich einem tobenden Ertrinkenden nur von hinten nähern soll, wenn vernünftiges Zureden nutzlos ist, mit der eigentlichen Rettung bis zur Ermüdung des Tobenden wartet und, diesen ständig im Auge behaltend, im gegebenen Augenblick sofort zugreift. Sollte jedoch trotz dieser Vorsichtsmaßnahmen, die keine Feigheit darstellen, sondern nur den Retter schützen sollen, der Rettungsschwimmer doch in die Umklammerung eines Ertrinkenden geraten, dann kommen die Befreiungsgriffe zur Anwendung, deren vollkommene Beherrschung deshalb auch für den Rettungsschwimmer von so großer Wichtigkeit ist. Im Falle einer Umklammerung soll der Retter äußerst ruhig bleiben, mit kühler Überlegung zu Werke gehen, und, wenn es gar nicht mehr anders geht, selbst vor Brutalitäten nicht zurückschrecken.

Die Befreiung aus den verschiedenen Umklammerungen sieht im einzelnen wie folgt aus:

Armumklammerungen werden grundsätzlich nach der Daumenseite hin gelöst.

Beim Halswürgegriff von vorn greift der Retter mit beiden Daumen unter die Daumen des Ertrinkenden, zieht so dessen Arme nach unten auseinander, ergreift mit einer Hand des anderen Ellenbogen, und diesen hochdrückend, bekommt er ihn in den Fesselgriff.

Dies ist das Ziel eines jeden Befreiungsgriffes.

Der Halswürgegriff von hinten wird durch Ergreifen der kleinen Finger des Verunglückten pariert, dem ein Spreizen der Arme und eine gemeinsame Drehung folgen, und schon sitzt der Fesselgriff!

Bei Halsumklammerungen und der Körperumklammerung von hinten ergreift man das obenliegende Handgelenk und drückt den Ellenbogen desselben Armes hoch, so kommt automatisch der Fesselgriff zustande.

Brustumklammerung von vorne und Beinumklammerung werden gelöst durch seitliches Wegdrehen des Kopfes.

Man sieht, daß die Befreiungsgriffe ziemlich vielseitig sind und kann sich vorstellen, daß es einige Schwierigkeiten macht, sie zu erlernen. Für viele ist dies wohl auch die schwerste Übung gewesen.

Soll der Gerettete aus dem Wasser getragen werden, so legt ihn der Retter in Rückenlage, Kopf nach links vor sich aufs Wasser, ergreift mit seiner linken Hand dessen Rechte, mit seiner Rechten zwischen den Beinen hindurch dessen Gesäß, und unter dem Körper hindurchtauchend, bekommt er diesen auf seine Schultern zu liegen und kann ihn ohne Mühe transportieren.



Die Vorbereitung zur Wiederbelebung besteht in dem Versuch, das in die Lunge eingedrungene Wasser durch Schütteln des Körpers zu entfernen.

Zur Wiederbelebung nimmt der Retter, am Kopf des Verunglückten kniend, dessen Arme in Ellenbogenhöhe, zieht diese abwechselnd gestreckt nach außen und drückt sie eingewinkelt unter die kurzen Rippen. Bei der anderen Methode drückt der Retter des Verunglückten Brustkorb im Rhythmus von ungefähr 4 Sekunden zusammen und läßt ihn dann selbständig sich ausdehnen.

Der Lehrgang hat unter allen Teilnehmern ein reges Interesse gefunden, und viele von uns werden wohl an dem für 1955 geplanten Kursus zum Leistungsschein teilnehmen und so dem Ruf der DLRG folgen:

„Jeder Deutsche ein Schwimmer!
Jeder Schwimmer ein Retter!“

Klaus-Dieter Nusch, Lehrwerkstatt

Die neue Sandaufbereitung in Stachelhausen

In früheren Ausgaben unserer Werkzeitung ist bereits darauf hingewiesen worden, daß die Beschaffenheit des Formsandess das A und O für einen Gießereibetrieb ist.

Eine gute Sandaufbereitung muß so beschaffen sein, daß der Altsand von dem ihm anhaftenden Staub restlos befreit und genügend gekühlt wird, damit er möglichst oft verwendet werden kann.

Zu diesem Zweck ist, wie schon berichtet, im Werk Stachelhausen eine nach modernsten Methoden arbeitende Sandaufbereitung aufgestellt und am 6. September in Betrieb genommen worden.

Die Arbeitsweise ist folgende:

Der anfallende heiße Altsand gelangt von den Ausschlagrosten auf ein unter Hüttenflur liegendes Förderband und von da auf ein großes Schüttelsieb. Hier wird der Sand von den größten Knollen und Eisen teilen befreit. Vom Schüttelsieb wird er in ein Becherwerk geleitet, nachdem ihm vorher durch einen Magneten die restlichen Eisenteile entzogen wurden. Das Becherwerk fördert den heißen Sand ins

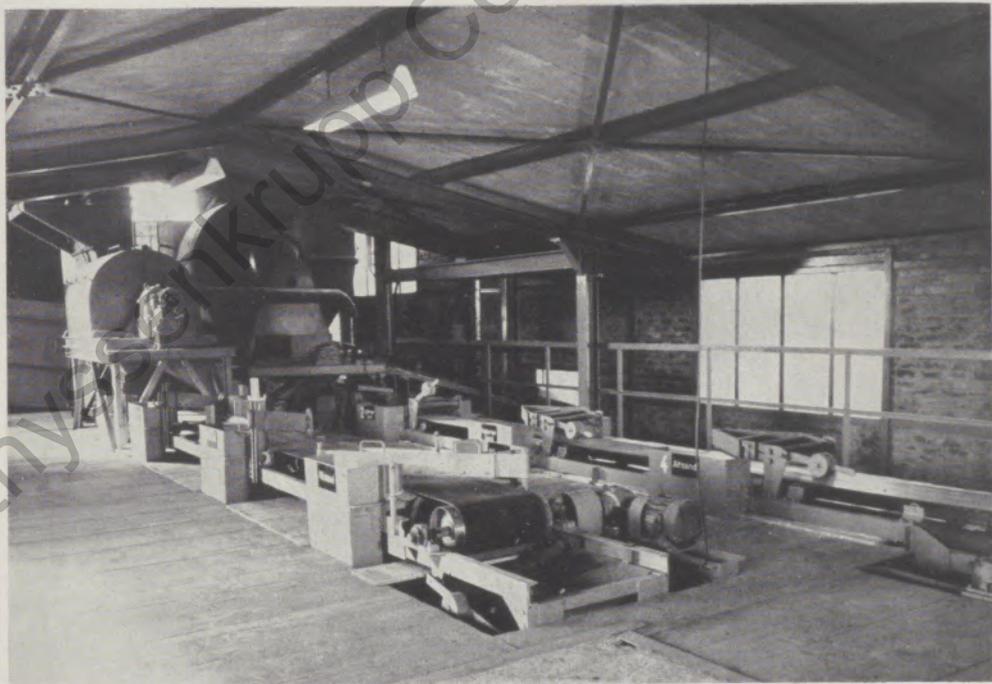
Bild 1

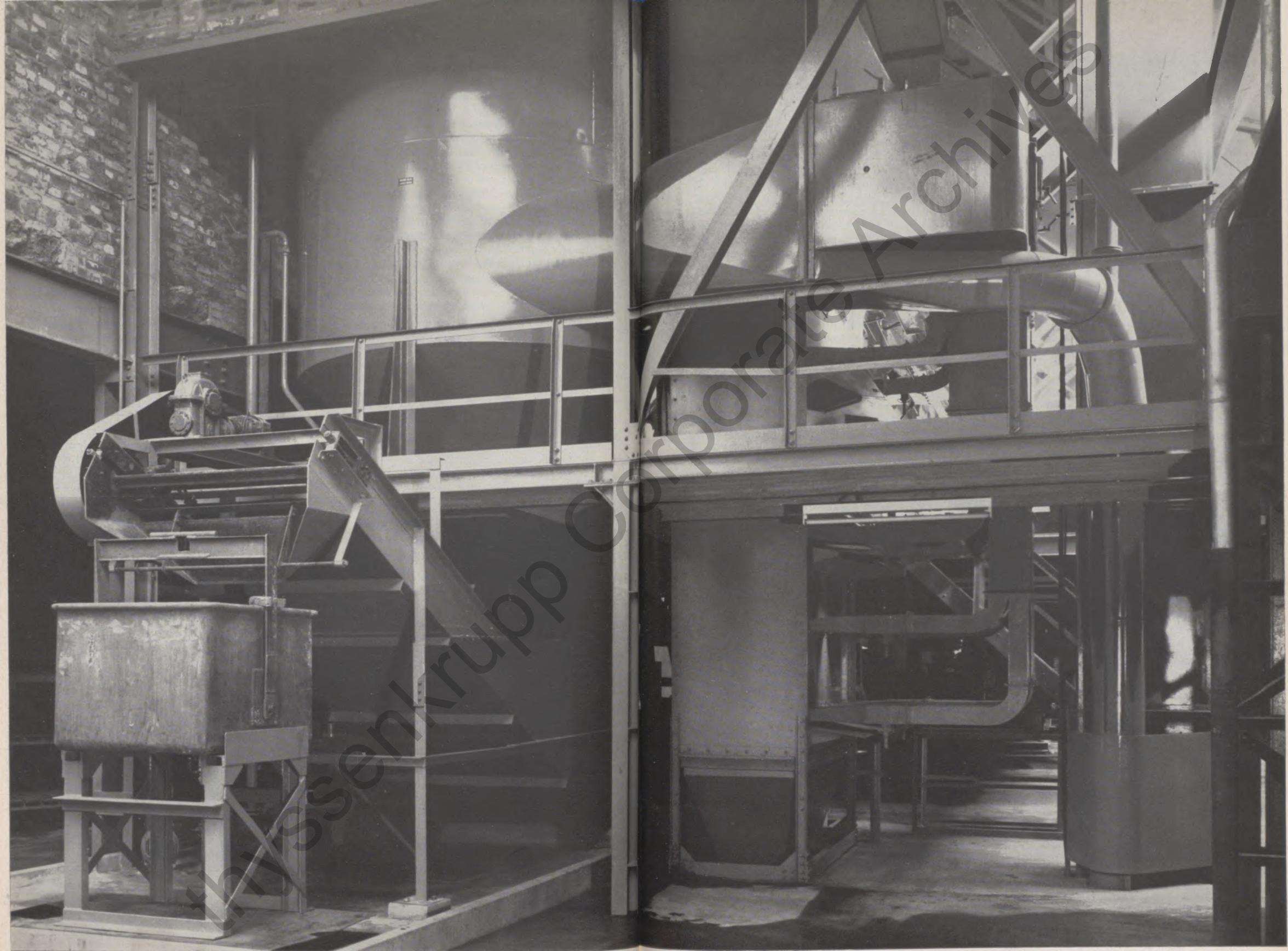
Dachgeschoß (Bild 1) zu einem großen Trommelsieb, das eine kleinere Maschenweite hat als das Schüttelsieb. Vom Trommelsieb fällt der Altsand in die darunterstehende Entstaubungs- und Kühlanlage (Bild 2, nächste Seiten). Diese wurde aus England bezogen, da in Deutschland eine solche Einrichtung noch nicht hergestellt wird.

Der Sand fällt hier über sogenannte Kaskaden in einem gleichmäßig verteilten Schleier im Zickzack nach unten. Die Luft wird durch den herunterrieselnden Sand mit geringer Geschwindigkeit durchgesaugt, wodurch er gekühlt und entstaubt wird.

Auf Bild 2 sieht man rechts unten einige der zehn Saugrohre, die in den Ansaughülsen des großen Naßfilters (links) einmünden. Der nunmehr gekühlte und entstaubte Altsand gelangt jetzt in ein zweites Becherwerk, das den Sand wiederum bis in das Dachgeschoß der Anlage, in ein über den Bunkern stehendes kleineres Trommelsieb, leitet (Bild 1). Hier wird der Sand nochmals von kleineren Knollen und

Fortsetzung Seite 36





unmagnetischen Eisenteilen befreit. Der nun gereinigte Sand fällt jetzt vom Trommelsieb auf ein Förderband, das ihn in die darunterliegenden Bunker verteilt.

Der für die Aufbereitung notwendige Neusand wird im Nachbargebäude in einer rotierenden Trommel getrocknet, in einer zweiten Trommel gekühlt und gelangt dann auf einem etwa 50 m langen Förderband in das Dachgeschoß der Neuanlage. Hier fällt er auf ein zweites über den Bunkern liegendes Förderband und wird von diesem durch Abstreifer den einzelnen Bunkern zugeführt.

Unter den Sandbehältern sind auf einer 3 Meter über Hüttenflur liegenden Bühne drei Sandmischer, sogenannte Kollergänge, für die Aufbereitung des Modellsandes, und ein weiterer für die Füllsandaufbereitung eingebaut (Bild 3).

Um das Mengenverhältnis der einzelnen Bestandteile, wie Altsand und Neusand, genau einzuhalten, sind die fahrbaren Meßgefäße mit Waagen ausgerüstet (Bild 3, Mitte). Die Anfeuchtung geschieht durch einen Wassermesser, der genau eingestellt werden muß (Bild 3 links oben unter der Schutzhaube).

In den Mixern werden weitere Zusatzstoffe, wie Ton, Bentonite und so weiter, zugesetzt. Diese Zusatzstoffe lagern neben

den Mixern in zehn kleinen Bunkern (Bild 3 links), die durch eine pneumatische Förderanlage gespeist werden.

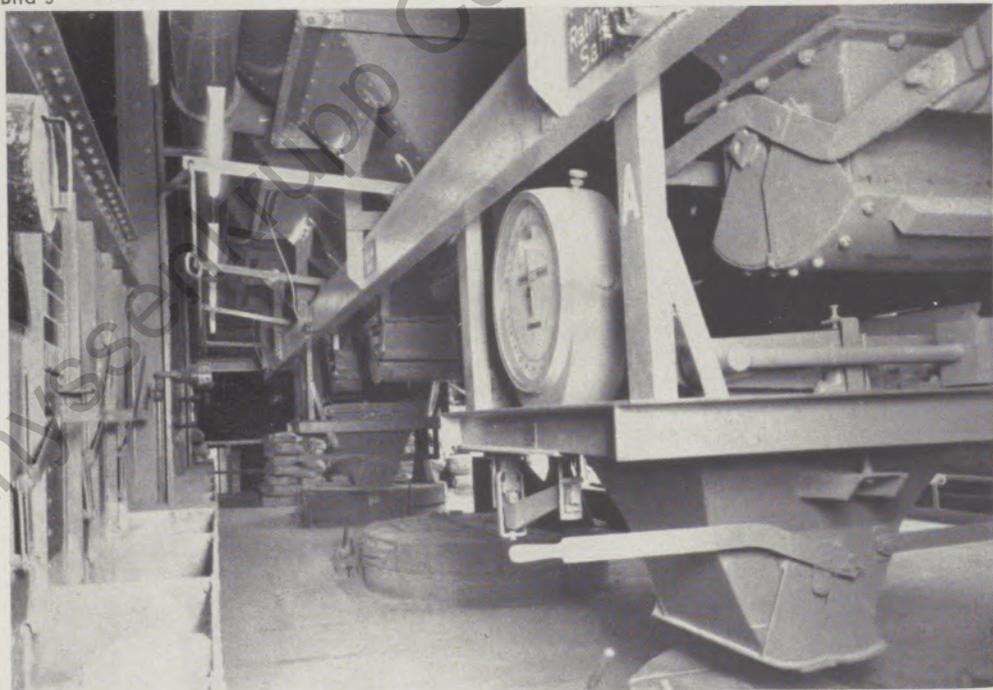
Um eine Staubentwicklung in der neuen Anlage zu verhindern, sind die Becherwerke, Mischer und Bunker an eine große Absaugleitung angeschlossen, die ebenfalls zu der Naßfilteranlage führt.

Der gesamte anfallende Staub wird von einem starken Ventilator (Bild links im Hintergrund) durch den Naßfilter von unten nach oben abgesaugt, während von oben nach unten ein feiner Wasserschleier herabrieselt. Der Staub wird durch das Wasser gebunden und fällt als Schlamm in einen auf Hüttenflur stehenden Behälter, aus dem er mittels einer Kratzvorrichtung in einen transportablen Behälter gefördert wird (Bild 2 links).

Diese neue Sandaufbereitung in Stachelhausen dient nicht nur der Herstellung von hochwertigen Formsanden, sondern bindet auch den fästigen Staub im Betrieb und saugt ihn ab.

Hiermit haben wir eine Sandaufbereitungsanlage geschaffen, die es gestattet, die für den Stahlguß notwendigen Formsande, den hohen Anforderungen entsprechend, herzustellen. Sie kann als eine der besten Anlagen ihrer Art in Europa angesehen werden.

Bild 5



Zwei Jahre in Deutschland

Der Mensch ist von Natur aus neugierig, und diese Neugier war es auch, die ihn den höchsten Gipfel der Erde bezwingen ließ und ihn dazu trieb, die verborgenen Schätze des Meeres zu erforschen.

Es war auch meinerseits ganz einfach Neugier, die mich in Eure Mitte führte, Neugier, die mich veranlaßte, in persönlichen Kontakt mit den Menschen des Westens zu kommen, und Neugier, die mich die modernen Gedanken Europas studieren und verstehen ließ, seine Gedanken auf industriellem Gebiet und im sozialen Leben.

In der Nacht zum 3. Oktober 1952, um 9 Uhr, verließ ich Bombay, „das Tor Indiens“, auf meinem Wege nach Europa. Ich erinnere mich noch an den Augenblick, als wir alle von Deck des schönen Dampfers „Chusan“ auf die langsam verschwindenden Lichter der City von Bombay blickten. Es war ohne Zweifel ein großes Vergnügen, das mich erfüllte, als ich mich nun auf hoher See zum erstenmal in meinem Leben ganz frei fühlte. Ich war ganz durchdrungen von dem Gedanken an mein neues Abenteuer. Aber noch lag ein schwacher Schatten auf meiner Seele, der mich nicht losließ. Es war der Abschied von Indien, dem Land, in dem ich geboren und aufgewachsen bin.

Auf der vierzehntägigen Reise von Bombay nach Tilbury liefen wir nur für einige Stunden Aden, Port Said und Gibraltar an, und ich muß schon sagen, daß das einfach wundervoll war.

Während der kurzen Reisezeit kam ich mit vielen Leuten in Berührung, und wir tauschten Eindrücke und Gedanken untereinander aus. Bei diesen Gelegenheiten kam mir etwas ganz Besonderes zum Bewußtsein, nämlich die große Wahrheit, daß die menschliche Gesellschaft und ihre Empfindungen fast überall auf der Welt gleich sind. Diese wenigen Tage werden, so lange ich lebe, in mir als unvergeßlich schöne Erinnerung verbleiben.

Ich war nur drei Monate in England, als ich mich schon entschloß, nach Deutschland zu gehen, und der 2. Januar 1953 fand mich bereits in dem großen Industrie-



zentrum von Dortmund. Zu dieser Zeit hatte ich nicht die geringste Ahnung von der deutschen Sprache, und eine kleine Geschichte von meinem ersten Erlebnis wird Sie sicher belustigen.

Nach meiner Ankunft in Dortmund bekam ich mit Hilfe verschiedener Leute ein Taxi und bat den Fahrer, mich zur Westfalenhütte zu bringen. Als er mich an den Bestimmungsort gebracht hatte, war ich sehr überrascht, mich vor einem großen runden Gebäude zu finden, das wie ein Stadion aussah, aber nicht wie ein Stahlwerk. Sie werden bereits gemerkt haben, daß ich anstatt vor der Westfalenhütte vor der Westfalle stand.

Ich kann Ihnen nur versichern, daß es sehr amüsan, aber auch sehr schrecklich ist, wenn man sich in einem fremden Lande befindet, ohne dessen Sprache zu beherrschen. Es ist deshalb so schlimm, weil man seine Gefühle und seine Gedanken nicht ausdrücken kann, was man aber so gern tun möchte, und es ist wirklich interessant, in solchen Fällen zu erfahren, wie sympathisch ein Mensch dem anderen sein kann, und es gar nicht darauf ankommt, zu welcher Nation er gehört. Ist es nicht nett, wenn man selbst hilflos ist und ringsherum so viele Hände und sympathische Blicke einen umgeben, die einem helfen möchten. In jenen Monaten jedoch, in denen ich in Dortmund war, lernte ich die deutsche Sprache wenigstens einigermaßen, und ich bin wirklich denen dank-

bar, die mir mit großer Geduld halfen, mich verständlich zu machen, und mich ihre Sprache lehrten.

Während der Zeit, in der ich im Stahlwerk der Westfalenhütte arbeitete, widmete ich mich nicht nur technischen Problemen, sondern ich versuchte, auch mein Bestes, in Kontakt mit den Menschen zu kommen, sie kennenzulernen und sie zu verstehen. Den allerersten Eindruck, den ich von ihnen dort bekam, war, daß sie zu ihrem Wort und zu ihrem Werk stehen. Selbst heute, nach fast zwei Jahren meines Aufenthaltes in Deutschland, habe ich noch keine bemerkenswerte Gelegenheit gefunden, die mich dazu bringen könnte, meine Meinung zu ändern.

Ich schreibe diese Worte durchaus nicht nur aus Höflichkeit. Es ist tatsächlich so, und ich hoffe nur, daß alle Ausländer in Deutschland mit mir in dieser Hinsicht übereinstimmen.

Die Menschen hier sind zweifellos im allgemeinen freundlich und sympathisch. Was mich anbelangt, so hatte ich bis heute keinerlei Schwierigkeiten, enge Freundschaft mit meinen Kollegen in Deutschland zu schließen. Sie waren mir gegenüber immer hilfreich, und ich bin sicher, daß das nicht nur eine oberflächliche Geste war, sondern im Gegenteil, daß sie das, was auch immer sie für mich taten, nach bestem Wissen und Gewissen getan haben. Ich werde ihre Freundlichkeit und ihre kollegiale Zusammenarbeit bestimmt niemals vergessen, und gleichzeitig hoffe ich auch, nicht vergessen zu werden, wenn ich wieder von hier fortgegangen bin.

Ich will aber auch nicht versäumen, ein anderes Charakteristikum des deutschen Lebens zu erwähnen, das ich unglücklicherweise nicht übersehen kann. Die meisten Menschen in Deutschland, vielleicht in ganz Europa, wenden sich heute immer mehr einem materialistischen Leben zu. Sie versuchen stets, den Wert jeder Arbeit in materiellen Verdienst umzurechnen. Alle ihre Gedanken drehen sich heute nur darum, Geld zu verdienen, um ein möglichst luxuriöses Leben führen zu können. Das Geld wird immer mehr zum Hauptfaktor in ihrem Dasein. Vielleicht ist dies das Ergebnis zweier aufeinanderfolgender Kriege, und vielleicht ist es auch teilweise die Folge der hohen Industrialisierung dieses Landes. Wir sollten aber doch nie vergessen, daß der Zweck

unseres Lebens nicht der ist, nur für uns allein zu leben und zu unserem eigenen Vergnügen, sondern in Freud und Leid für uns alle.

Etwas anderes, was meine Aufmerksamkeit erregte, ist, daß hier eine geradezu ungeheure Zahl von Frauen aus ihrem Heim geht und Seite an Seite mit den Männern Geld verdient. Dieses gemeinsame Geldverdienen bringt sicher finanzielle Vorteile, aber verlieren wir dabei nicht etwas sehr Wertvolles, nämlich das friedliche Heim? Die Frauen sind meiner Meinung nach nicht dazu bestimmt, unser praktisches Leben mit uns zu teilen, das so voller Ängste und Widerwärtigkeiten ist, sondern uns einen vollkommenen Frieden in unserem häuslichen Leben zu schaffen und uns mit neuen Gedanken für unseren täglichen Erfolg zu inspirieren. Die Frau ist das Symbol der geistigen Kraft, während der Mann das Symbol der körperlichen Kraft ist. Ich kann es nicht verstehen, warum wir unsere Mütter und Schwestern dem aussetzen, daß sie mit dem Kampf ums tägliche Brot in Berührung kommen. Sollten wir nicht im Gegenteil versuchen, von ihnen alle Kalamitäten unseres geschäftlich-beruflichen Lebens fernzuhalten? Das Verlangen nach Geld und nach immer größerem Komfort wird zwar niemals enden, aber sind nicht die liebenden Hände und ruhevollen Augen unserer Frauen, Mütter und Schwestern mehr wert und kostbarer als das Geld, das sie nach Hause bringen würden, nur um des Komforts willen?

Es ist allgemeines Gedankengut der europäischen Völker, daß die Frauen im Fernen Osten stets vom Manne unterdrückt werden. Aber was Indien betrifft, kann ich versichern, daß das nicht wahr ist. Die Frau in Indien wird genau so respektiert wie die in Europa. Tatsache jedoch ist, daß ein sehr kleiner Prozentsatz von Mädchen in Indien eine besondere Ausbildung genießt. Das will nicht sagen, daß den Mädchen absichtlich das Recht genommen wird, ihr Wissen zu bereichern. Ein großer Prozentsatz des indischen Volkes verdient selbst heute nicht genügend, um seine Kinder, ganz gleich, ob Jungen oder Mädchen, ausbilden zu lassen. Ein Teil kann es gerade so einrichten, daß ein oder zwei Kinder eine gute Ausbildung bekommen. In diesem Falle werden natürlich die Jungen den Mädchen vorgezogen.

Das ist es, warum heute, während die Frauen Europas einen Teil ihrer Zeit damit verbringen, sich mit den Ideen des menschlichen Fortschritts zu beschäftigen, die indischen Frauen ihr ganzes Leben dem Wohl ihres Mannes und ihrer Kinder widmen. Aber ich hoffe, daß innerhalb der kommenden 50 Jahre die indische Frau genau so ausgebildet wird wie der Mann, zu gleicher Zeit hoffe ich aber auch, daß sie nach Vollendung ihrer Ausbildung wieder in ihr Heim zurückkehrt, um dessen Frieden zu sichern, anstatt zu versuchen, mit uns den Lebenskampf im Beruf zu teilen. Ich weiß wohl, daß es viele Argumente gegen und viele für meine Gedanken gibt, aber ich möchte ganz klar betonen, daß dies meine ganz persönliche Meinung ist, und ich beabsichtige auch durchaus nicht, darüber zu streiten oder irgend jemanden mit meinen Gedanken zu beeinflussen.

Als nächstes möchte ich unsere beiden Länder vom Gesichtspunkt des Klimas vergleichen. Es ist wohl bekannt, daß es in Indien schrecklich heiß ist, besonders im Sommer. Die Temperaturen erreichen manchmal sogar 50 Grad Celsius. Im allgemeinen hält sich die Temperatur den ganzen Sommer hindurch zwischen 35 und 40 Grad Celsius. Im Winter fällt das Thermometer selten unter 0 Grad. In einigen Teilen Indiens, besonders im Nordwesten, ist das Klima trocken, während es in anderen Teilen ziemlich feucht ist. Es ist vielleicht für Sie interessant, zu erfahren, daß die Inder keine Sonnenbäder lieben, sondern im Gegenteil den Schatten aufsuchen. Eis und Frost finden Sie kaum in Indien, ausgenommen in höheren Lagen.

Was die Sprache betrifft, so haben wir nahezu 14 völlig verschiedene. Auch deren Buchstaben sind verschieden. Ich weiß nicht, wieviele hundert Dialekte in ganz Indien von seinen 480 Millionen Menschen gesprochen werden. Natürlich ist Hindustanisch seit unserer Unabhängigkeit die Nationalsprache.

Nun etwas über unsere Religion. Hier kann ich nur die Namen der Hauptreligionen erwähnen: Hindu, Moslem, Buddhismus, Sikh und Jain. Es würde eine zu lange Zeit und einen zu großen Raum in Anspruch nehmen, wenn ich alle erklären und sie miteinander vergleichen würde.

Das Kastensystem, das manchmal ein bitteres indisches Problem war, ist heute glücklicherweise im Aussterben. Das ist

einer der wunderbaren Erfolge Mahatma Gandis, des Vaters der indischen Unabhängigkeit.

Die Sitten und Gebräuche Indiens sind von denen Deutschlands sehr verschieden. Aber trotzdem mag ich viele von denen in Deutschland so gut wie die indischen. Sie haben in beiden Ländern ihre Vor- und Nachteile. Einige der indischen gesellschaftlichen Gepflogenheiten sind zu konservativ, während einige der deutschen mir zu frei erscheinen. Wir werden den goldenen Mittelweg finden, wenn wir versuchen, das eine wie das andere zu verstehen und zu achten.

Was die industrielle und wissenschaftliche Entwicklung betrifft, ist Indien ein Kind im Vergleich zu Deutschland. Noch heute importieren wir Qualitätsstahl aus verschiedenen Ländern Europas, obwohl Indien neben Amerika das an Eisenerzen reichste Land ist. Deutschland hat einen weltberühmten Stahlmarkt, obwohl es praktisch in seinem eigenen Lande über sehr wenig Eisenerze verfügt. Trotzdem ist es heute auf dem Gebiet der Stahlerzeugung so hoch entwickelt. Etwas, was ich von Herzen anerkenne, ist, daß die deutsche Industrie immer versucht, die Qualität ihrer Erzeugnisse noch zu steigern und sich nicht scheut, dafür auch Geld auszugeben. Dieser Geist, sich zu behaupten und die Qualitäten immer noch zu verbessern, kann der wachsenden Industrie Indiens als Beispiel dienen.

Zweifelloos habe ich hier theoretisch und praktisch sehr viel gelernt, und ich hoffe, immer noch mehr dazu zu lernen, solange ich noch in Deutschland bin.

Bevor ich schließe, will ich bemerken, daß in der Weltpolitik Indien und Deutschland heute gemeinsam für die Erhaltung des Weltfriedens zusammengehen. Ich hoffe, daß in naher Zukunft diese beiden Länder noch enger zueinander finden und mit den anderen Ländern sich bemühen, die schon so lange gewünschte Einigkeit und den Frieden in der Welt herzustellen und dadurch beweisen, daß zwar Ost Ost und West West ist, daß sie aber trotzdem zusammenkommen und sich verstehen.

Sammelmappen für den 3. und 4. Jahrgang unserer Werkszeitung sind im Personalamt zum Preise von 1 DM erhältlich.

Wenn jemand eine Reise tut

Lieber Schmelztiegel, liebe Freunde in der BSI!

Eines Tages kam man zu mir mit der erfreulichen Mitteilung, daß ich für mehrere Tage nach Schottland eingeladen worden sei. So fuhr ich eines Montagsmorgens mit dem „Northern Britain“ von Leeds in Richtung Norden.

Die Reise führte über York, Darlington, vorbei an Durham mit seiner berühmten Kathedrale und Festung, Newcastle und von hier immer der Nordseeküste entlang nach Edinburgh, Waverley-Station. Dieser Bahnhof liegt etwas tiefer als die umliegenden Stadtteile. Um zum Ausgang zu gelangen, ist man genötigt, die schräg anführende Straße hinaufzugehen. Nun liegt vor einem diese schöne Stadt. Links auf dem Berg die Burg und rechts schallt der Verkehr von der Princes Street herüber. Dieses Bild ließ mich sogleich wieder in den Bahnhof flüchten, weil es einen ängstigt, die Stadt, die so plötzlich vor einem steht, zu betreten. Ebenso aus Furcht, den schottischen Dialekt nicht zu verstehen, und als Folge davon am falschen Ende zu landen, fuhr ich mit einer Taxe zu meinem Hotel.

Müde von der Fahrt und all den Sehenswürdigkeiten, ruhte ich mich zunächst einmal dort aus und traute mich dann am Abend zu einem Spaziergang über die Princes Street. Was die Kö für Düsseldorf, der Ku-Damm für Berlin, der Broadway für New York, das ist eben diese Straße für Edinburgh, ja, für ganz Schottland. Hier befinden sich die besten Geschäfte, die ich in Großbritannien gesehen habe. (Wohlgemerkt Großbritannien, ich darf ja hier nicht mehr England sagen.) Von dieser Straße hat man einen schönen Ausblick auf die Festung, die oben auf dem Berg in der Abenddämmerung liegt.

Auf der Princes Street war ein enormer Verkehr, aber man hörte keinen Lärm, kein Hupen der Autos, alles huschte in einer kurstadtähnlichen Stille vorbei. Allmählich wurde es dunkel, und ich ging wieder zurück in mein Hotel. Aber noch nie zuvor habe ich einen solch schönen Abendhimmel gesehen wie in Schottland.

Die nächsten Tage waren ausgefüllt mit dem Besuch zweier Gießereien in Bathgate und Edinburgh selbst. Auf der Fahrt zu der ersten Gießerei lernte ich die

Lauriston Castle kennen. Der Earl von Lauriston hatte in seiner Zeit in einem Duell einen Gegner getötet und mußte daher nach Frankreich ins Exil. Dort wurde er Finanzminister und beeinflusste nun England durch seine Politik. Auf der Fahrt zur Firth of Forth-Brücke kamen wir an den Besitzungen des Roseberry vorbei, der seine drei Lebenswünsche erfüllt bekam: 1. Premierminister von England zu werden, 2. das Derby einmal zu gewinnen und 3. die reichste Frau der Welt zu heiraten. Dann gelangten wir zur Brücke selbst. Der Firth of Forth wird von einer 2,5 km langen Brücke mit drei Bogen überspannt. Die Konstruktion besteht nur aus Rohren.

An einem Tage hatte ich dann Gelegenheit, mir Edinburgh anzusehen. Ich muß vorweg sagen, daß ich selten eine so schöne Stadt gesehen habe. Meine Besichtigung begann mit der Burg. Man gelangt zu ihr über einen großen Platz. Vor dem ersten Tor steht die schottische Wache mit ihren buntkarierten Röcken. Durch ein weiteres Tor gelangt man zu der Vorburg. Von hier hat man einen wunderschönen Ausblick auf die unten liegende Stadt.

Die Burg selbst besitzt ein Kriegserinnerungs-Memorial, in dem der Gefallenen beider Weltkriege gedacht wird. Bunte Fahnen und Inschriften erinnern an schottische Regimenter und an die Schlachten, in denen sie gefochten haben. In einem anderen Teil befindet sich ein Soldatenmuseum mit Uniformen, Orden und Ausrüstungen aus der schottischen Kriegsgeschichte. Auf der Südseite liegt die „große Halle“, welche von König James IV gebaut wurde. Sie ist ein großer dunkler Rittersaal, mit alten Rüstungen und Waffen ausgestattet. Die Wände sind mit dunklem, geschnitztem Holz getäfelt, und an der Stirnseite befindet sich ein riesiger Kamin. Im Anschluß daran kann man die alten Räume der Maria Stuart besichtigen.

Der Abschluß der Besichtigung bildet der Besuch des Krönungszimmers, in dem die schottische Krone, Zepter und Schwert aufbewahrt sind. Die Krone ist mit 42 Edelsteinen und 75 Perlen besetzt und hat ein Gewicht von 1,5 kg. Sie wird nachts durch eine schwere Tresortüre gegen allzu „stürmische Liebhaber“ geschützt.

Mit einem letzten Blick von der Burg auf die Stadt verließ ich diesen schönen Platz und ging über die Royal Mile (königliche Meile) zur St.-Giles-Kathedrale. Der Name Royal Mile stammt von der Entfernung zwischen der Burg und dem königlichen Palast, Hollyrood Palace, welche genau 1 Meile beträgt. Die St.-Giles-Kathedrale wurde 1359 gebaut und ist eine der ältesten Kirchen in Schottland. In ihr fanden viele schottische Edelleute ihre letzte Ruhe. An den Decken hängen alte Fahnen schottischer Regimenter, an den Wänden sind Erinnerungstafeln der Gefallenen, und kleine Statuen erinnern an die Helden. Die Altäre sind aus dunklem Holz und reich geschnitzt. Das Innere der Kirche ist düster, und das fahle Licht macht den Aufenthalt etwas unheimlich.

Über die Royal Mile, die aber ihrem Aussehen nach überhaupt nichts Königliches besitzt, sondern nur schmutzige und verkommene Häuser, gelangt man zum Hollyrood-Palast. Den Vorplatz des Palastes betritt man durch zwei wunderschöne schmiedeeiserne Tore. Der linke Flügel ist für die Besichtigung freigegeben. In ihm befinden sich die Räume der Maria Stuart. An ihrem Bett kann man erkennen, daß sie eine sehr kleine Frau gewesen sein muß. Ebenfalls die niedrige Tür zu ihrem Wohnraum hätte mich bald eine Beule am Kopf gekostet, wenn ich nicht so unhöflich gewesen wäre, den Hut aufzubehalten. In ihren Umkleideraum hatte sich eine Ritterrüstung verirrt, und ich habe verzweifelt nach der Bewandnis gesucht. Auf der Westseite kann man die Abtei besuchen, welche heute nur noch aus einer Ruine besteht. Sie läßt trotzdem einen gewissen Reichtum erkennen. Sie ist mit Grabplatten und Gedenksteinen geschmückt. Ferner liegen in ihrem Innenraum verstreut einige steinerne Särge.

Der andere Teil des Palastes sowie der anschließende wunderschöne Park werden nur für die Königin frei gehalten. Von hier wanderte ich zum Calton-Berg, auf dem das Denkmal zur Erinnerung an Nelson steht. Ferner befindet sich hier ein Observatorium und das „Scottish Unfinished Memorial“ (= „Schottisches unvollendetes Erinnerungsdenkmal“). Da die Umgegend vielleicht an die Landschaft von Griechenland erinnert, hat man versucht, hier einen griechischen Tempel zu bauen. Leider ist den sparsamen Schotten das Geld ausgegangen, und nun liegt es verlassen da



Schottisches unvollendetes Erinnerungsdenkmal

und erfüllt trotzdem seinen Zweck. Von diesem Berg hat man wiederum einen schönen Ausblick auf Edinburgh, auf den Firth of Forth sowie auf den Hafen von Edinburgh.

Leider ließ mich ein Gewittersturm nicht länger hier verweilen, und in einem Schauer lief ich schnell hinunter zu den schützenden Häusern. Als wieder schönes Wetter eingetreten war, ging ich über die Princes Street wieder zurück. Hier hatte ich nun einen Augenblick Zeit, mir das Monument Sir Walter Scotts, des größten schottischen Dichters anzusehen. Nachdenklich sitzt er unter einem turmähnlichen Denkmal. Auf der linken Seite der Straße liegt, zwischen Burg und Stadt, ein schöner Garten, in dem sich ein großer Musikpavillon befindet, eine der vielen Stätten der berühmten Edinburgher Festspiele.

Am anderen Tage endete mein Besuch in der schottischen Hauptstadt. Es fiel mir ein bißchen schwer, von ihr Abschied zu nehmen. Sie hat einen solchen Eindruck auf mich ausgeübt, daß ich erst lange Zeit danach, nachdem ich sie verlassen hatte, von diesem Traum wach wurde.

Meine Rückreise nach Deutschland, die durch einen kurzen Besuch in Letchworth unterbrochen wurde und bei dem ich Gelegenheit hatte, den schönen, ländlichen englischen Süden kennenzulernen, verlief dann ohne Zwischenfälle. Allen Unkenrufen zum Trotz war die See ruhig, so daß ich nun wieder wohlbehalten in Remscheid eingetroffen bin. So endete eine Reise voller Eindrücke, Erlebnisse und kleiner Abenteuer. Vor allen Dingen aber hat sie mir viel Lehrreiches gebracht in technischer und sprachlicher Beziehung, so daß es nicht nur „Ferien“ waren.

Wolfgang Häfner

Das neue Buch

Marie Hamsun: „Der Regenbogen“, Paul List Verlag, München, 359 Seiten



Viele haben Marie Hamsuns Roman „Die Langerudkinder“ gelesen und lieb gewonnen. Dann hörte man lange Zeit nichts mehr von ihr. Sie stand wohl ganz im Schatten ihres großen Mannes Knut Hamsun. Nun — nach seinem Tode — sind ihre Lebenserinnerungen erschienen. In

Norwegen erlebte das Buch eine Rekordauflage von 17 000 Exemplaren, die in wenigen Wochen vergriffen war. Das will etwas heißen in einem Land von kaum 3 Millionen Einwohnern.

Man kann eigentlich nicht sagen, ob dieses Buch eine Selbstbiographie ist oder ein Werk über Knut Hamsun. Jedenfalls ist es eine der schönsten Liebesgeschichten, die von der Liebe zweier Menschen handelt und zu Herzen geht, und die nicht mit dem Tode endet.

Nicht nur, daß sich die bunten Farben eines ganzen Lebens zu einem Regenbogen zu vereinen scheinen, sondern dieser Regenbogen ist gleichsam die Liebe, die strahlend und leuchtend über dem Leben der beiden Menschen steht. cg

Hugo Hartung: „Ich denke oft an Piroschka“, Verlag Ullstein, Berlin, 226 Seiten



Hugo Hartung ist als Hörspielautor bekannt, und wer seine Hörspiele gehört hat, wird nun auch gern sein allerliebstes Buch von Piroschka lesen wollen. Es ist dies die reizende Sommergeschichte einer Liebe zwischen zwei jungen Menschen, eine Geschichte, würde die ungarische Piroschka

sagen, die alles auf der ersten Silbe betont, in der eigentlich nicht viel und doch alles, was zwei jungen Menschen begegnen kann, geschieht. Ganz besonders anziehend ist auch das Milieu: die Pußta im alten Österreich-Ungarn vor dem ersten Weltkrieg. In einem verträumten Pußtadörfchen mit einem unaussprechlich langen Namen zwischen hohen Sonnenblumen bei Musik, Spiel und Tanz, verlebt ein junger deutscher Student ein paar wunderschöne Wochen. Auf der Fahrt dorthin auf der Donau verliert er sein Herz an die „Rosinenbraut“, die ihn aber nur als angenehme Abwechslung vor ihrer Hochzeit mit einem Griechen eben so „mitnimmt“, ohne ihn zu erhören. Doch dann lernt er, der Andreas, das Stationsmädel kennen, das noch zur Schule geht und ihr Herz an ihn verliert. Die dunklen Balken der Ziehbrunnen weisen zur Milchstraße hinauf, wo nach ungarischer Sage die Pferde Arpads den Sternenstaub aufwirbeln, und von weither tönt zu dieser zarten Liebesgeschichte das Hirtenlied des alten Miklos. Wer dieses Buch gelesen hat, wird selbst noch lange an Piroschka denken, und es ist lesenswert, um wieder einmal schmunzeln, aber auch herzlich lachen zu können. cg

*

Andreas Markusson: „Die Kraft deiner Tage“, Roman, aus dem Norwegischen übersetzt von Elisabeth Ihle. C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh, 1954. 383 Seiten. Ganzleinen 10,50 DM.



Wild und von erhabener Schönheit ist die Landschaft Norwegens mit ihren Fjorden, dunkel und geheimnisvoll die Wälder und einsamen Höfe. All das spiegelt sich in den Werken vieler norwegischer Erzähler wider. In ihnen allen steckt gleichsam als Ahnenerbe etwas vom

Schicksalsglauben der Eddas oder von den mittelalterlichen Sagas der Wikinger. Auch dieses Buch Markussons verleugnet seine Herkunft nicht. Es geht um das Schicksal von Valborg Toretochter, das hoch droben in der einsamen Schärenwelt der Lo-

foten seinen Lauf nimmt. Als ihr Mann bei einer Bergenfahrt auf See geblieben ist, versucht sie den Hof Vag für ihre Kinder zu sichern. Von den Leuten und ihren eigenen Söhnen als Hure verschrien, folgt sie gesetzlos dem Drontheimer Kaufmann Hans Bull in eine ungewisse Zukunft. Durch Jahrzehnte geht ihr Lebensweg über Höhen und Tiefen, nach außen hin stolz und stark, im Inneren jedoch schwach und verzagt. Am Ende aber wird sie in ihrer alles verzeihenden Liebe dem mutterlosen Kind ihres Mannes eine zweite Mutter. Mit seinen Naturschilderungen und Szenen aus der uns fremden Welt der Lappen hinterläßt das Buch einen starken Eindruck bei denen, die dem Norden und seinen Menschen und Dingen zugetan sind. Dr. Gr.

*

Gross-Wilhelm: Die DIN-gerechte Werkzeugzeichnung, Neuauflage 1954, 64 Seiten mit Abbildungen, 2,80 DM, Ferd. Dümmlers Verlag, Bonn.

In der Reihe von Friedrichs Fach- und Tabellenbüchern liegt nun auch „die DIN-gerechte Werkzeugzeichnung“ in Neuauflage vor. Übersichtlich werden an Hand von 31 Zeichenblättern die wichtigsten Zeichenregeln erläutert und veranschaulicht. Der Berufsschüler, der Facharbeiter, der Lernende überhaupt, wird in die Lage versetzt, durch das Studium dieses Büchleins eine Werkzeugzeichnung rasch und sicher lesen zu können. Jeder, der mit Zeichnungen zu tun hat, im besonderen jeder, der sich in der Ausbildung befindet, wird zu diesem Lehr- und Nachschlagebuch greifen, um die notwendige Sicherheit im Lesen und Verstehen von Werkzeugzeichnungen zu erlangen. Die Zeichenregeln sind gruppenweise angeordnet und jeweils an einer ausgeführten Werkzeugzeichnung (nicht Konstruktionszeichnung) dargestellt. Die einzelnen Blätter sind hinsichtlich Normung, Stückliste, Werkstoffangaben und Bearbeitungszeichen so ausgeführt, daß in jeder Werkstatt ohne weiteres nach ihnen gearbeitet werden kann. Es sind keine Schulzeichnungen. Der Text wurde möglichst knapp gefaßt. Seine Anordnung neben den Zeichnungen erleichtert das Verständnis wesentlich. Beim Skizzieren und Aufzeichnen von Maschinenteilen an Hand von Modellen dient dieses Büchlein als ständiges Nachschlagewerk. Daneben ist jedem Blatt eine Aufgabenreihe beigelegt, die außer dem zeichnerischen Stoff auch Bearbeitungsfragen und technische Berechnungen behandelt.

Folgende Arbeitskameraden haben sich bereit erklärt, allen Werksangehörigen, die der Werkzeitung etwas zur Veröffentlichung übergeben, es aber nicht selbst aufschreiben wollen, bei der Abfassung des Textes behilflich zu sein und dabei auch das Redaktionsgeheimnis zu wahren: Heinrich Förster, Versand Stachelhaus. Erich Festerling, Bökerbau Saal 3 Alfred Lange, Säge Stachelhausen Walter Bergmann, Putzerei Stachelhs. Hans Klever, Formerei Papenberg Willi Hackenberg, Versand Papenb. Theo Röllecke, Endkontrolle Papenb.

Preis Ausschreiben

Wir suchen die beste Kurzgeschichte

Nachdem bereits einige Arbeitskameraden Beiträge für die Werkzeitung in Form von kleinen Geschichten geliefert haben, wollen wir nun ermitteln, wer die beste Kurzgeschichte schreiben kann. Inhalt und Länge können selbst gewählt werden. Kurzgeschichten stehen täglich in den Zeitungen und Zeitschriften, so daß jeder selbst in der Lage ist, zu beurteilen, wie sie aussehen. Wir hoffen, daß sich recht viele Werksangehörige an diesem Preis Ausschreiben beteiligen, nicht nur diejenigen, die bereits etwas geschrieben haben. Wir bitten alle, keinerlei Hemmungen zu haben, sondern doch mal zu versuchen, denn es ist nicht gesagt, daß derjenige die beste Kurzgeschichte schreibt, der schon einige geschrieben hat.

Alle Einsendungen müssen bis zum 1. April 1955 in der Redaktion eingegangen sein. Die ausgeschetzten Preise werden in der Januarausgabe bekanntgegeben.

Urlaubsfahrten 1955

Obwohl wir zur Zeit mehr Weihnachts- als Urlaubsgedanken haben, wird es doch für alle von Interesse sein, zu erfahren, daß Herr Kühnle aus Murrhardt uns besucht hat. Bei dieser Gelegenheit hat er uns wieder seine Urlaubsfahrten (jeweils zwei Wochen) angeboten, und zwar: Murrhardt im Schwäbischen Wald: 100 bis 110 DM, St. Valentino in Norditalien: 175 bis 186 DM, Miramare bei Rimini an der Adria: 208 bis 220 DM. Die verschiedenen Preise für die einzelnen Fahrten richten sich danach, ob die Ferien in die Hauptreisezeit Juli—August fallen oder nicht. Wie in den Vorjahren, sind in diesen Preisen Fahrt und volle Pension eingeschlossen. Nähere Einzelheiten können wir erst Anfang Januar 1955 bekanntgeben. Dann können bereits unverbindliche Voranmeldungen beim Sozialamt vorgenommen werden.

Sie fragen - wir antworten

U. P., Papenberg: Wann benötigt man eine zweite Lohnsteuerkarte?

Antwort:

Diese Frage beantwortet § 14 der Lohnsteuerdurchführungsverordnung, der besagt, daß die für den Wohnsitz zuständige Gemeindebehörde einem Arbeitnehmer, der Arbeitslohn aus mehreren Arbeitsverhältnissen von verschiedenen Arbeitgebern erhält, eine zweite oder weitere Lohnsteuerkarte auszuschreiben hat.

Eine zweite Lohnsteuerkarte benötigt also derjenige, der neben seinem Hauptarbeitsverhältnis noch einer Nebenbeschäftigung bei einem anderen Arbeitgeber nachgeht.

Zweifellos gibt es Fälle, in denen jemand aus einer Notlage heraus sich einen Nebenverdienst zu verschaffen gezwungen ist. Im allgemeinen sollte man jedoch davor warnen, ein zweites Arbeitsverhältnis einzugehen, weil nicht nur die Gesundheit und die Arbeitskraft des Betreffenden auf die Dauer darunter leiden, sondern auch der erhoffte finanzielle Erfolg sehr oft durch steuerliche Nachteile, die meistens von vornherein gar nicht überlegt werden, stark beeinträchtigt wird.

Bestimmungsgemäß müssen nämlich bei der Berechnung der Lohnsteuer dem Lohn aus der zweiten Arbeitsstelle monatlich 115 DM oder wöchentlich 27 DM hinzurechnet werden. Das bedeutet, daß bei einem Nebenverdienst von z. B. 250 DM im Monat 365 DM der Lohnsteuer unterliegen. Außerdem schreibt das Einkommensteuergesetz (§ 46) die Zusammenveranlagung der Einkünfte aus mehreren Dienstverhältnissen dann vor, wenn das Nebeneinkommen 600 DM und der Gesamtbetrag der Einkünfte 3600 DM übersteigen. Eine solche Veranlagung führt in der Regel zu erheblichen Einkommensteuernachzahlungen, die, wie kürzlich auch einige Werksangehörige zu ihrem Leidwesen feststellen mußten, erst nach einem Jahr und später anfallen und oft erst zu einem Zeitpunkt, in dem das zweite Arbeitsverhältnis längst gelöst ist und die Mittel für diese Steuernachzahlung nur unter großen Schwierigkeiten aufgebracht werden können.

Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß nach arbeitsrechtlichen Vorschriften das Eingehen eines zweiten Arbeitsverhältnisses der Zustimmung des anderen Arbeitgebers bedarf.

Steuerbüro

H. S., Stachelhausen: Welche Möglichkeiten an Steuervergünstigungen sind für das Jahr 1955 gegeben?

Die Antwort auf diese Frage bitten wir aus dem Artikel über die neue Steuerreform unter der Rubrik „Der Steuerberater“ in der heutigen Ausgabe der Werkszeitung auf Seite 28 zu entnehmen.

Steuerbüro

N. E. Papenberg: Welche Nachteile können einem entstehen, wenn man die Lohn- oder Gehaltsstreifen verliert?

Antwort:

Grundsätzlich entstehen keine. Der Lohn- und Gehaltsstreifen ist der Nachweis des Arbeitgebers über die ordnungsmäßig durchgeführte Lohn- beziehungsweise Gehaltsabrechnung. Sobald diese vom Werksangehörigen geprüft und anerkannt worden ist, hat er praktisch seinen Zweck erfüllt. Die Lohnbuchhaltung der BSI hat darüber hinaus dem Lohnstreifen insofern noch eine andere Bedeutung gegeben, als er gleichfalls als Verdienstbescheinigung bei Behörden und sonstigen Stellen dienen kann (siehe Rückseite des Streifens). Dadurch will die Lohnbuchhaltung erreichen, daß nicht immer wieder besondere Verdienstbescheinigungen bei ihr angefordert werden müssen. Aus diesem Grunde ist es zweckmäßig, die Streifen mindestens ein Jahr aufzubewahren, vor allem, wenn man weiß oder glaubt, daß man früher oder später eine Verdienstbescheinigung bei irgendeiner Stelle vorzulegen haben wird.

Im übrigen weisen wir schon jetzt darauf hin, daß ab Januar 1955 statt des Lohnstreifens monatlich ein Abrechnungsblatt zur Aushändigung gelangt, das sich wegen der besseren Übersicht erst recht zur Vorlage als Verdienstbescheinigung eignet.

Lohnbuchhaltung

Das
Schönste
Foto
des
Monats



Aufnahme: Gerhard Böhme, Lehrwerkstatt - „Herbst“ - Kamera: Retina

An dieser Stelle wird in jeder Nummer unserer Werkszeitung „das schönste Foto des Monats“ veröffentlicht und mit 10 DM prämiert. Von 3 Einsendungen ist obenstehendes Bild als das beste anerkannt worden. Die Fotothemen für die nächsten Monate sind: für Januar: „Weihnachten“, für Februar: „Im Schnee“, für März: „Tauwetter“.

Letzter Einsendetermin ist jeweils der 1. eines jeden Monats. Wir bitten, sich an die gestellten Themen zu halten.

Liebe Fotografen!

Der fast sonnenlose Herbst hat leider kaum Gelegenheit gegeben, zu unserem Thema „Im Herbst“ fotografisch etwas zu schnappen. Trotzdem bringt das obige Bild so richtig die Herbststimmung zum Ausdruck, wie sie sich kurz vor der Sonnenwende zeigt: die Bäume kahl, es ist meistens diesig, man spürt direkt die naßkalte Atmosphäre, wenn man das Bild betrachtet, und was man nur im Walde sieht und findet: ein dicker Teppich von verwelktem Laub hat sich auf den Boden gesenkt und deckt und schützt, unberührt vom menschlichen Fuß, das Pilzreich vor dem Frost. Man sieht, daß ein an sich so simples Motiv, das von uns vielleicht garnicht als würdig zum Fotografieren erachtet wird, recht eindrucksvoll sein kann, wenn es nur zu seiner Zeit festgehalten und zu seiner Zeit betrachtet wird.

Das nächste Foto-Thema „Weihnachten“ wird ja wohl mehr Einsendungen bringen, denn erfahrungsgemäß wird gerade in diesen Tagen sehr viel geknipst. Dazu wünscht Euch viel Glück

Euer Fotofreund

Etwas für die Rätselfreunde

Silbenrätsel

I

Aus nachstehenden Silben sind 18 Wörter zu bilden, deren erste und vierte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, je einen Wunsch für unsere Leser ergeben (ch am Anfang ein Buchstabe).

a - an - at - bend - ber - bin - che - de
- e - e - ein - ein - er - fahrt - fer - fei -
fon - ger - graph - hard - hes - hof - hu
- in - ja - ker - lan - le - mo - nat - nen
non - nung - oel - ord - rich - ro - rub -
seis - sen - son - sche - te - ten - ter -
tik - tro - werth - win - wal

1. schönste Tageszeit
2. wird in der Jugend viel gelesen
3. . . . ist das halbe Leben
4. . . . kommt vor dem Fall
5. man muß sich . . . können
6. Fett vom dicken Fisch
7. Tiergattung
8. man kann darin lernen
9. man sagt auch „blinde . . .“
10. fromme Insel im Rhein
11. quietscht auf Schiffen
12. schwebt über den Wolken
13. man kann durch dieses quasseln
14. bewegt sich bei Erdstößen
15. Stadt des Altertums
16. großes Gewässer
17. männlicher Vorname
18. Laubbaum

O. Trappmann, Pensionär

*

Auflösung des Silbenrätsels aus Nr. 37

Leonhard - Irak - Einbuße - Simplon - Tränchen -
Dies irae - unken - Erzengel - Inri - Najade - Buze-
phalus - Unterseeboot - Chateaubriand - Zebu - Un-
menge - Moschus - Episode - Rabbi - schaffen -
Trapez - E w - Neglige - Milei - Abart -
Lambarene - Lotos - Emblem - Rebekka - Nudel -
Sahib - Tradeskantie - Drang - Ulrike - Erschöpfung
- Ibsen - Novelle - Etikett - Neuland - Ni - Expander
- Urgeschichte - Exaudi - Nation - Furka - Radziwill -
Everest - Urgebirge - Nuntiatur.

Auflösung: Liest du ein Buch zum ersten Mal,
lernst du einen neuen Freund kennen: liest du es
ein zweites Mal, begegnet dir ein alter.

Silbenrätsel

II

Aus nachstehenden Silben und Buchstaben sind 22 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Spruch ergeben.

a - ach - ak - am - bald - chi - de - de -
de - dee - den - die - diet - do - dur -
e - ef - er - el - er - erd - fa - fekt - frie
- frie - ha - hib - hu - i - je - ki - kun -
la - lehn - lind - lo - lu - me - mi - ni -
ni - nie - o - ö - or - pen - ra - ra - rei -
rei - rei - ren - ri - ri - rung - s - sa - sa
- sa - se - sel - ses - sche - te - ti - um
w - wei

1. erstrebter Zustand
2. kratzen, schaben
3. israelischer König (j=i)
4. erforschen
5. männl. Vorname
6. weibl. Vorname
7. griechische Stadt
8. Pflanze, Blume
9. bequemer Stuhl
10. Geschwätz
11. Erddurchmesser
12. indisch: Herr
13. Grasland
14. bibl. männl. Eigenname
15. E - Ö
16. speisen
17. Sucht nach Wirkung
18. abgeteilte Zumessung
19. Abkürzung für „Welt am Sonntag“
20. weibl. Vorname
21. Pferdesport
22. durch Reizmittel antreiben

Aufnahmen für Paßbilder für die
Werksausweise werden jeden Mitt-
woch zwischen 14 und 16 Uhr in
unserem Fotolabor gemacht.

Jubilarfeier



in der Lohnbuchhaltung

untere Reihe von links nach rechts: Fr. Hetty Bömer, der Jubilär Ernst Berger (40 Jahre Mitarbeit), Fr. Mally Müller;
obere Reihe von links nach rechts: Erwin Kemper, Fr. Liselotte Pollmann, Fr. Charlie Roggenbuck, Fr. Elisabeth Häfner, Fr. Paula Pflüger, Fr. Gerda Pohlhaus

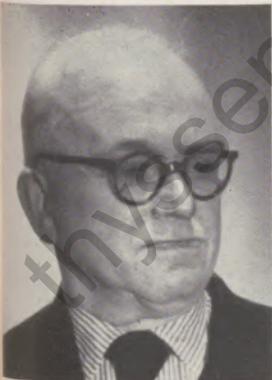
Unsere Jubilare im Januar

40 Jahre Mitarbeit

25 Jahre Mitarbeit

25 Jahre Mitarbeit

25 Jahre Mitarbeit



Peter Irlenbusch

Kernmacher im Werk Papenberg
am 26. Januar 1955



Erich Berthold

Kolonnenführer im Maschinenbetrieb
am 11. Januar 1955



Else Hassenpflug

geb. von der Mühlen
Stenotypistin im Stahlguß-Verkauf
am 27. Januar 1955



Robert Zentk

Gießereiarbeiter
im Werk Julius Lindenber
am 31. Januar 1955

Liebe Freunde in Betrieben und Büros! Das Weihnachtsfest ist da. Überall, auf Straßen und Plätzen, erstrahlen die Lichter, und auch der Adventskranz hat zu Hause dem Tannenbaum weichen müssen, der nun in hellem Glanze unserem Heim ein besonders anmutig-feierliches Aussehen gibt. Die Hetze der Vorweihnachtszeit ist vorüber, und wenn auch viele Menschen des Guten zuviel getan haben, so haben wir uns doch alle dieser erwartungsvollen Spannung hingegeben, weil eben Weihnachten das Fest der freudigen Überraschungen, das Fest freudigen Gebens und Empfangens ist, das Fest und die Tage, an denen uns mehr oder weniger zum Bewußtsein kommt, wie schön es wäre, wenn wir uns besser verstehen, uns mehr lieben, einander mehr Freude machen würden.

Wenn wir jetzt etwas in uns hineinhorchen, werden wir wohl die Frage hören, warum es nicht immer so sein kann? Wohl sind Geschenke der Ausdruck herzlicher Zuneigung, aber sie sollten es nicht nur zu Weihnachten sein. Zwölf Monate hat das Jahr, und wir könnten doch mal überlegen, ob es nicht möglich wäre, wenigstens in jedem Monat einmal so lieb, so herzlich, so freundschaftlich und freundlich zu allen Menschen zu sein, mit denen wir zusammen sind, wie jetzt. Auch die schönsten Geschenke sind ja nur Spielzeuge, wenn sie nicht etwas vom Herzen des Gebers an sich haben, sind nur Äußerlichkeiten, die bald beiseitegelegt werden, wenn sie nicht den Hauch der Liebe ausstrahlen, mit der sie gegeben sein sollen.

Weihnachten kann uns aber neben den vielen äußeren Freuden noch mehr geben als nur geruhsame Tage und schöne Geschenke. Es kann uns zum Bewußtsein bringen, daß nichts wertvoller ist als Friede und Eintracht, Verstehen des anderen, Hilfsbereitschaft gegenüber demjenigen, der in Not ist, Freundlichkeit zum Mitmenschen, auch wenn er uns nicht sonderlich zugetan ist.

Wir mögen in diesen Tagen auch nicht vergessen, daß auch andere mit dazu beigetragen haben, daß wir ein schönes Fest feiern können, und mögen wenigstens ein Dankeschön denken; denn es hätte ja

auch nicht zu sein brauchen, daß wir dies oder jenes kaufen konnten.

Wir wollen in diesen Tagen der Besinnung, denn das ist ja der eigentliche Sinn der Weihnacht, uns auf die Liebe besinnen zu lassen, auch einen kurzen Rückblick werfen auf die vergangenen Monate.

Ganz nahe liegt das Jahresende. Immer und ewig löst ein Tag den anderen, ein Jahr das andere ab, und kaum haben wir uns in der Welt richtig umgesehen, da sind unsere Tage gezählt, wie die Blätter der Bäume vom Winde verweht werden, kaum daß sie zur vollen Größe erwachsen sind. Weihnachten und Neujahr in einer Spanne von nur sieben Tagen, größte Freude und Grund zu größter Trauer, weil unsere Lebensuhr, ohne daß wir uns dessen besonders bewußt geworden sind, ein ganzes Jahr weniger lange laufen wird.

Darüber zu grübeln, ist das Vorrecht der Toren. Wer aber sein Leben zu leben gelernt und sich dazu erzogen hat, dem werden diese Tage Anlaß sein, Besonnenheit, Mut, Freundlichkeit und Verstehen zu seinen künftigen Begleitern zu machen:

Besonnenheit zur ruhigen Erfüllung seiner Pflichten gegenüber der Familie und den Mitmenschen, Mut, auch mal herzhaft einen Sprung zu tun über eine unangenehme Hürde, die das Leben uns fast täglich vor die Beine stellt, ohne wehleidig gleich die anderen verantwortlich zu machen, Freundlichkeit, um immer etwas Sonne in sich zu tragen und die Mitmenschen herauszulocken aus dem Schatten des ewigen Ärgers, von dem die meisten sich so schwer trennen können und geradezu fanatisch an ihm hängen und ihn suchen, und — Verstehen, Verständnis für den anderen, für seine Sorgen und Kümernisse, für seine Eigenarten, für seine Liebhabereien.

Mehr als jede andere Gelegenheit lassen uns das Weihnachtsfest und das Jahresende daran denken, daß es doch auch ohne Zank und Streit und Haß und Neid gehen müßte; denn was könnten wir Schöneres mitnehmen, wenn, wie jetzt das Jahr, auch unsere Zeit abgelaufen ist, als das Bewußtsein, den Menschen Frieden, Freude und Wohlgefallen bereitet zu haben.

Freude und Leid liegen bei uns Menschen ja so nahe beieinander, Weihnachten und Jahresschluß, und sie brauchen nicht bitter

zu sein, es braucht und soll nicht das eine das andere aufheben, weil es darauf ankommt, daß wir Freude und Leid gern teilen, Freude gern geben und Leid gern abnehmen, vor allem denen, von denen wir sagen, daß wir sie lieben. Je mehr Liebe wir schenken, um so mehr Gegenliebe werden wir ernten, und es gibt wohl nichts Schöneres, als geliebt zu werden. Es sind ja alle Menschen liebebedürftig, und wir alle haben Sehnsucht nach freundlichen, anerkennenden, mitfühlenden Worten. Wer liebt, versteht und verzeiht, hilft und tröstet, schenkt Freude und leidet mit.

Das ist aller Erdenweisheit letzter Schluß, daß wir einander von Herzen lieben, und das Schicksal hat es weise eingerichtet, daß wir wenigstens einmal im Jahr, zu Weihnachten, daran erinnert werden, Liebe in uns zu tragen und auszustrahlen, Liebe zu allen Menschen, Liebe, die alles umschließt, was einen Menschen liebenswert macht.

Weihnachten und Jahresschluß: Innerhalb so weniger Stunden reichen sie sich die Hand. Das Leid löst die Freude ab, um uns nicht vergessen zu lassen, daß wir mit beiden in vernünftiger Weise fertig werden müssen, daß auch das Leid nicht

untragbar ist, wenn wir der Freude den gebührenden Platz geben, wie Tag und Nacht, Sonne und Mond, einander ergänzend, die Schönheit der Natur erhöhen.

Diesem Gedanken wollen wir wenigstens ein einziges Stündchen in diesen Tagen gönnen, wenigstens ein einziges Stündchen unseres Menschseins uns erinnern und daran denken, was wir aus ihm machen können, wenn wir nur genügend Liebe in uns erwecken, die alles, was ist, mit den Augen des Verstehens und mit dem Bewußtsein der Gemeinsamkeit von Freude und Leid betrachtet.

In diesem Sinne mögen wir Weihnachten, den Jahresschluß und den Jahresanfang erleben, und ich wünsche Euch allen und Euren Lieben von ganzem Herzen viel Freude, viel Frieden, viel inneres Glück und äußere Zufriedenheit, und für das neue Jahr Euch, Euren Frauen, Müttern, Brüdern, Schwestern und Kindern alles Gute, die Erfüllung lang gehegter Wünsche, Gesundheit und Wohlergehen, dem Werk und unserer ganzen Werksgemeinschaft aber ein Jahr des Erfolges zu unser aller Wohle.

Das wünscht recht herzlich Euer

Struppi

Familiennachrichten

Ins Leben traten ein

Josef, Sohn von Helmut Fraita, Maschinenbetrieb, am 15. November 1954

Gudrun, Tochter von Heinz Manzke, Putzerei Stachelhausen, am 26. November 1954

Wir nahmen Abschied von

Ludwig Ocker, Pensionär, 63 Jahre alt, am 13. Nov. 1954

Paul Laueremann, Pensionär, 64 Jahre alt, am 22. Nov. 1954

Hugo Förster, Pensionär, 77 Jahre alt, am 30. Nov. 1954

Wir begrüßen als neue Mitarbeiter

Paul Ettling, Heizer, Halle Süd, (Wiedereintritt) am 2. November 1954

Reinhard Michaelis, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 2. November 1954

Willi Reiss, Lagerarbeiter, Lager Papenberg, am 4. November 1954

Jakob Franz, Gewindeschneider, Gewindeschneiderei Papenberg, am 9. November 1954

Fritz Steffens, Gewindeschneider, Gewindeschneiderei Papenberg, am 11. November 1954

Michael Gollen, Schmelzereiarbeiter, Schmelzerei Stachelhausen, (Wiedereintritt) am 15. November 1954

Richard Busse, Gießereiarbeiter, Formerei Stachelhausen, am 15. November 1954

Harald Gierik, Gießereiarbeiter, Formerei Stachelhausen, (Wiedereintritt) am 15. November 1954

Karl Sohlscheid, Anreißer, Chromgußputzerei, Stachelhausen, (Wiedereintritt) am 15. November 1954

Josef Matusinsky, Gießereiarbeiter, Formerei Stachelhausen, am 16. November 1954

Benno Maslo, Bürogehilfe, Schmelzerei Stachelhausen, am 16. November 1954

Eduard Czerwonka, Heizer, Schlosserei Stachelhausen, (Wiedereintritt) am 25. November 1954



Die Kerzen knistern leis' im Baum,
und Englein schweben durch den Raum,
ein heil'ger Schauer uns umweht,
das Christkind heut' auf Erden geht.
Gehüllt in lichten ros'gen Schleier,
kommt es herab zur Weihnachtsfeier,
auf gold'ner Leiter steigt es nieder,
zu bringen allen Freude wieder.
Der Korb von schönen Sachen voll,
die es gerecht verteilen soll,
wird oft dem zarten Arm gar schwer,
und leise seufzt es manchmal sehr.
Doch flugs zieht es durch seine Sinne,
daß ja der Korb voll süßer Minne;
da leuchten hell die Augensterne,
und fröhlich geht es in die Ferne:
durch Berg und Tal, durch Wies' und Wald,
und bläst der Wind auch noch so kalt,
von Stadt zu Dorf, von Dorf zur Stadt,
bis nichts mehr es im Körbchen hat.
Dann steigt es auf den nächsten Hügel
und spannt gar selig seine Flügel,
es schwebt hinauf zum Himmel wieder
und schaut beglückt zur Erde nieder.
Wo überall in Dorf und Stadt
man Lichter angezündet hat,
da knistern Kerzen leis' im Baum
und Englein schweben durch den Raum.

Heinrich Kornalewitz, Schmelzerei Stachelhausen



Für unsere Frauen



Leider viel zu früh ist auf den Straßen und in den Geschäften damit begonnen worden, uns durch „weihnachtliche“

Ausschmückung eine Illusion der Festesfreude vorzuspiegeln. Weihnachten

aber war von Alters her und wird es wohl auch immer bleiben, das Fest der Familie, im Kreis der liebsten Menschen, im eigenen Heim. Hier wollen wir Frauen es auch, so schön es irgend geht, gestalten.

Vom Spaziergang haben wir uns vorher Tannen- und Stechpalmenzweige mitgebracht oder sie im Geschäft gekauft. Der Weihnachtsbaum, ob klein oder groß, steht bereits in einem Gefäß mit Wasser irgendwo draußen, auf dem Speicher oder im Keller, jedenfalls so, daß er es möglichst kalt hat. Wenn wir ihn dann ins Zimmer nehmen, stellen wir ihn am besten in einen Halter, in den man außer Wasser etwas Glycerin gießt. Das verhindert sein „Nadeln“ und erspart uns beim späteren Abräumen viel Arbeit. Außer den weihnachtlichen Papierservietten haben wir uns auch einige Meter silbernes oder goldenes, auch rotes Band, wer es gern mag, besorgt.

Da schon am frühen Nachmittag des Heiligen Abend überall Arbeits- und Büroschluß ist, und auch die Geschäfte zeitig schließen, können wir schon eine weihnachtliche Kaffeestunde abhalten, weil um diese Zeit bestimmt schon alle Lieben zu Hause sind.

Wie wäre es, wenn wir überhaupt an diesen Tagen mal nicht in der Küche essen würden, sondern es auf uns nehmen, im Wohnzimmer, falls wir noch oder schon wieder eins haben, zu heizen und den Tisch dort zu decken? Es gibt gleich eine ganz andere Atmosphäre, wenn wir das Fest mit etwas Besonderem, nicht Alltäglichem, beginnen.

Auf die pastellfarbene Kaffeedecke stellen wir in die Mitte des Tisches eine Schale, die mit Tannengrün gefüllt ist und in dem eine etwas dickere Kerze steckt. Von dieser Schale ausgehend, entweder unter ihr nach den Seiten oder aus ihr

heraus, legen wir silbernes oder goldenes Band. (Vorsicht, falls die Schale mit Wasser gefüllt ist. Dann ziehen die Bänder das Wasser an und wir haben auf der Decke einen kleinen See!) Vor jedem Kaffeegedeck liegt ein Zweiglein Tanne, um das wir das Band schlingen oder zu einer Schleife binden. Vielleicht haben wir uns auch am Barbaratage Kirschzweige geschnitten und sie zum Fest zum Blühen bekommen, oder haben rechtzeitig eine Schale mit den reizenden Weihnachtsnarzissen zur Blüte getrieben, die ein wundervoller Tischschmuck sind.

Auf dem Bücherbord, der Anrichte oder der Kommode steht ebenfalls ein Strauß Tannengrün oder Stechpalme, die mit ihren roten Beeren so lieblich anzusehen ist. Ganz weihnachtlich wird einem zume, wenn man ein solches Zimmer betritt, und es steigert bestimmt die Vorfreude auf die abendliche Bescherung unter dem Tannenbaum. Ich muß sagen, daß ich diese Kaffeestunde am liebsten so gestalte, daß ich schon jetzt etwas Kräftiges reiche, zum Beispiel Omelett mit Fleischfüllung oder Pilzen oder geröstetes Brot mit einem gegrillten Schnitzel, nicht viel, nur so viel, daß man eben gesättigt ist. Auch sind kleine ungesüßte Mürbteigörtchen mit einer Füllung aus Fleischsalat oder Käsekrem oder warme Lachsschnitten etwas sehr Leckeres und schmecken auch zum Tee sehr gut — vielleicht noch besser zum Kaffee.

Zum Abendessen kann man verschiedenes reichen. Das richtet sich meist nach der Tradition in den einzelnen Gegenden. Kartoffelsalat mit Würstchen, Heringssalat, kalten Kalbs- oder Schweinebraten. Hier gibt es vielerlei Möglichkeiten nach Geschmack und Überlieferung. Süßspeisen sind am Heiligen Abend wie auch meist an den anderen Feiertagen wenig gefragt wegen des reichlich mit Leckereien gefüllten „bunten Tellers“. Aber ein schöner Fruchtsalat wird immer Abnehmer finden. Natürlich legen wir ein weißes Tisch Tuch auf. Das wirkt stets feierlich und soll es ja auch. Dann stellen wir an jedes Gedeck eine kleine Kerze, in einem selbstgefertigten oder käuflich erworbenen winzigen Leuchter. Es gibt da so nette kleine Engelchen, die eine Kerze halten. Kleine Tannenzweige werden über den Tisch verteilt und schmales goldenes Band dazwischen gelegt. Sind Kinder im Hause, so

kann man vorher aus Äpfeln und aus darauf gesteckten Walnüssen, auf die man Augen und Mund gemalt und denen man Wattebärte angeklebt hat, niedliche Zwerge herstellen und sie ebenfalls als Tischschmuck verwenden. Auch ein kleiner Rauschgoldengel oder zwei, falls der Tisch sehr groß ist, machen sich gut.

Wie groß unser Weihnachtsbaum ist, das richtet sich ganz nach unserem persönlichen Geschmack. Ebenso auch sein Schmuck. Mancher liebt einen Tannenbaum nur mit Lametta und im Glanz seiner Kerzen, ein anderer schwört auf selbstgefertigte Netzchen mit süßer Füllung, versilberte und vergoldete Nüsse, von Klammern gehaltene Äpfel und andere aufgehängene Süßigkeiten. Es gibt auch Familien, in denen Jahre, ja, Jahrzehnte hindurch die bunten Kugeln samt der Spitze mit dem Stern und der elektrischen Baumbeleuchtung aufbewahrt werden und jedes Jahr ihre Verwendung finden. Nur möchte ich eins raten: um keinen Preis unter den Baum eine gute handgestrickte oder Spitzendecke legen! Stearinflecke gehen zwar heraus, falls sie nicht rot sind, aber man muß den Baum wegnehmen, und man ärgert sich, daß „es passiert ist“.

Für die Feiertage, an denen wir meist ja die nächsten Angehörigen der Familie bei uns sehen, haben wir uns natürlich ein besonders schönes Tischuch bereitgelegt. Für diese Gelegenheit stellen wir ein paar Christrosen auf den Tisch und bestecken das Tischuch sparsam mit einigen kleinen Tannenzweigen. Die kleinen Aufmerksamkeiten liegen, von einem Schleifchen aus Gold- oder Silberband gehalten, in der nett zusammengelegten Serviette. Haben wir eine große Familie, dann sind kleine Tischkärtchen sehr reizvoll. Wenn wir zufällig Wandleuchter für Kerzen haben, so sollten wir in diese Wachskerzen stecken und einen größeren Leuchter auch auf den Tisch stellen, aber kein elektrisches Licht anzünden. Kerzenbeleuchtung ist stets besonders festlich, und der Duft echter Wachskerzen gehört eigentlich zum Weihnachtsfest.

Sind viele, auch meist kleinere Kinder in der Familie, und ist diese sowieso sehr zahlreich, dann finde ich es immer nett, wenn man die Kleinen an einen besonderen Tisch setzt, am besten an einen Kindertisch. Ein größeres Kind übernimmt die

Aufsicht und das Nachfüllen der Tassen und Nachreichen. Dies ist für die Hausfrau weniger aufregend, als wenn sie immer gewärtig sein muß, daß eine Tasse umkippt und das beste Tischuch vorzeitig beschmutzt wird oder ein Kind nicht stillsitzen will. Natürlich soll man auch den Kindertisch schön schmücken.

Schnell, wie es kam, wird das Fest auch vorübergehen. Aber es soll in uns immer eine schöne Erinnerung hinterlassen.

So wie der Kerzenglanz des Weihnachtsbaumes unser Zimmer erhellet, so sollen auch unsere Herzen wieder hell werden und diesen Glanz noch lange mit sich tragen. Frohe Weihnacht! cg



Ein Stern ist aufgegangen

Ein Stern ist aufgegangen
wohl in der heil'gen Nacht,
er strahlt in allen Landen
in wunderbarer Pracht.

Ein Licht ist uns entzündet, –
das leuchtet durch die Zeit,
und alles Dunkel schwindet
vor seiner Helligkeit.

Ein Kindlein ward geboren
wohl aus der Armut Schoß, –
und doch ist's auserkoren,
obwohl es arm und bloß.

Laßt uns dem Licht nicht wehren,
zur heil'gen Weihnachtszeit,
dem Kindelein zur Ehren
in alle Ewigkeit.

Werner H. Gapert, Techn. Büro Stachelhausen

Auch in diesem Jahr hatten Kinder von Werksangehörigen aus dem Kindergarten Honsberg am Nikolaustag unsere Geschäftsleitung besucht, einige Liedchen und Gedichte vorgetragen und vom Weihnachtsmann eine süße Tüte in Empfang genommen.



Für unsere Kinder

Die Familie Winter wohnte am Rande der großen Stadt. Ein schöner Garten umschloß das Haus, in dem die drei Kinder Helga, Günther und Hänschen wunderchön spielen konnten. Im Sommer war das ganz herrlich. Aber auch im Winter, wenn Schnee gefallen war, konnte man die schönsten Schneeballschlachten schlagen und einen riesigen Schneemann bauen. Ihr wißt schon, so einen mit großen schwarzen Kohlenaugen, einer großen Nase aus einer Möhre und einem breiten Mund, der aus einer Apfelsinenschale geschnitten war.

Selten nur kamen die Kinder in die große Stadt. Die Schule, in die die beiden Ältesten gingen, war auch ganz in der Nähe, im Vorort. Helga war zwölf Jahre alt und Günther neun, während Hänschen erst vier Jahre zählte. Nur wenn die Eltern mit den Kindern in den Zoo gingen oder wenn ein Zirkus da war, kamen sie in die Stadt. Einmal war auch eine Märchenvorstellung im Kino; dann durften sie alle drei zusammen ebenfalls hingehen.

Herr Winter hatte ein Auto, und nur selten fuhren die Kinder zusammen mit den Eltern in der Straßenbahn. In der Stadt, bei dem starken Verkehr, war es sowieso unsicher, und in dem stillen Vorort konnte man nicht über die Straße, ohne Gefahr zu laufen, unter ein Auto zu kommen oder angefahren zu werden. Mit der Eisenbahn waren Helga und Günther aber auch schon zur Oma gefahren, die in einer anderen kleinen Stadt wohnte.

Nun war die Weihnachtszeit wieder einmal gekommen, und die Kinder hatten sich etwas ganz besonders Schönes ausgedacht, um die Eltern mit einem Geschenk zu überraschen und ihnen damit Freude zu machen. Das heißt, die beiden Großen hatten das vor. Hänschen durfte davon noch nichts wissen, denn er hätte es gleich der Mutti erzählt, wenn Helga es ihm auch verboten hätte. Oder dann vielleicht erst recht. Die Kinder wußten, daß eines Nachmittags die Eltern zeitig mit dem Wagen in die Stadt fahren würden, um Weihnachtseinkäufe zu machen. An diesem Tage wollten auch sie ihre Geschenk besorgen.

Endlich war es soweit. Die Eltern hatten die Kinder ermahnt, recht brav zu sein, und waren fortgefahren. Helga nahm die Sparsbüchse, in die sie und ihr Bruder jeden Groschen und wohl auch mal ein Fünzigpfennigstück gesteckt hatten, und die aussah wie ein großer rotbäckiger Apfel. Günther brachte ein Hämmerchen aus seinem Werkzeugkasten. Aber zuerst schüttelte Helga die Büchse.

„Kinder, wie das klappert! Ich bin mal gespannt, wieviel wir gespart haben! Endlich können wir den Eltern auch mal was schenken!“

„Na, ja“, meinte ihr Bruder, „wir haben auch auf manchen Lutscher verzichtet. Knallerbsten habe ich auch keine gekauft, und denk an die zwei Mark, die wir beide von Oma für die gute Zensur bekommen haben...“

„Schäm dich“, sagte die vernünftige Helga, „es kommt mir grad so vor, als bereutest du es! Von den Eltern bekommen wir alles, was wir uns wünschen, und du jammertest um zwei Mark!“

„Na, so war's auch nicht gemeint“, brummte der Bruder. „Sicher bekommen wir auch diesmal wieder so viel Schönes von Vater und Mutter, da macht's schon Spaß, wenn wir ihnen auch mal etwas kaufen können. Wenn nun bloß alles gut geht! Wir waren noch nie allein in der Stadt. Wenn wir doch Hänschen irgendwo abgeben könnten. Aber das geht ja nicht. Der Kleine stört uns doch bloß.“

Hänschen hatte so etwas gehört, daß er nicht mitgehen sollte und fing gleich an zu schreien. „Ich will aber auch mit, sonst sag ich's Mutti, daß ihr die Sparsbüchse kaputt gemacht habt. Ich will auch zum Weihnachtsmann.“



„Nun sei schon still, Hänchen, und du, Günther, sei keine Bangbüchse. Es wird schon alles gutgehen, wir wollen ja doch nichts Böses tun. Kommt, schnell anziehen, denn in einer Viertelstunde geht oben vom Platz die Straßenbahn. Ich habe an der Haltestelle nachgesehen, wann sie fährt.“

Helga band dem kleinen Bruder einen warmen Schal um, zog ihm sein Sonntagsmäntelchen an, und dazu bekam er eine warme gestrickte Mütze aufgesetzt. Auch sie zog sich warm an, denn es hatte nachts geschneit und war ganz schön kalt draußen, als die Kinder herauskamen. Günther hatte lieber die langen warmen Strümpfe angezogen, trotzdem er es männlicher fand, mit kurzen zu gehen. Doch die Schwester hatte ihn so lange mit seinen blaugefrorenen Beinen geneckt, daß die Mutter sich schon gewundert hatte, wenn er nun im Winter seine langen Wollstrümpfe verlangte.

Sie kamen gerade kurz vor der Abfahrt der Straßenbahn an die Haltestelle.



Helga zog als Älteste ihr Geld aus der Schultertasche und verlangte Fahrscheine für zwei Schulkinder und ein Kleines. Aber für Hänchen brauchte sie noch nicht zu bezahlen, der fuhr noch umsonst.

„Wieder was gespart!“ meinte der praktische Günther, der mehr fürs Einnehmen als fürs Ausgeben war. „Sag mal, wie weit fahren wir denn eigentlich?“ fragte er die Schwester.

„Bis zum Markt. Da war ich einmal mit Mutti. Gleich daneben ist ein großes Kaufhaus. Weißt du, da gibt es schrecklich viele und sehr schöne Sachen, aber alles in einem Laden.“

Sie stiegen also am Markt aus. Was war da für ein Betrieb! Es waren Buden aufgebaut, die Pfefferkuchen und allerhand Spielzeug verkauften, aber auch Kleidungsstücke und Nüsse und Äpfel. Dazwischen waren wieder Tannenbäume zum Verkauf aufgestellt, große und kleine; man brauchte sich nur einen auszusuchen.



Soviele Menschen waren unterwegs, und die Kinder kamen nur schwer vorwärts und nun schon gar über die Straße! Sie wurden ein wenig ängstlich, denn sie kamen zu selten und dann nur mit den Eltern in die Stadt, und nun in solch einen Trubel! Aber schließlich half ihnen ein freundlicher Schupo, über die Straße zu kommen. Er stoppte einfach die Autos und ließ die Kinder auf die andere Seite gehen.

Sie bedankten sich schön und standen bald vor dem großen Kaufhaus mit seinen unzähligen Lichtern in den vielen Etagen übereinander, und den großen, großen Schaufenstern, vor denen sich die Menschen drängten.

Die Geschwister hielten sich fest an den Händen. Hänchen konnte im Gedränge manchmal nur die Beine der Leute sehen, aber er hielt sich tapfer und voller Erwartung auf das Schöne, was es da zu sehen geben sollte.

Im Eingang mußten sie sich an der Drehtür in das kleine Abteil zwingen, das eigentlich nur für eine Person berechnet ist, aber sie hatten Furcht, einander zu verlieren.

„Helga, was wollen wir denn nun kaufen? Du hast es mir noch nicht verraten, schließlich sind doch auch meine Groschen dabei...“

„Also paß auf: Mutti bekommt ein neues seidenes Tuch zu ihrem Sonntagsmantel. Sie hatte neulich zu Papa gesagt, das alte sei doch schon zu schäbig und der ganze Mantel sähe dadurch nicht schön aus. Papa meinte, sie solle sich doch eins kaufen. Das macht sie aber nicht, das weiß ich schon. Also schenken wir ihr eins.“

Papa bekommt einen großen Notizblock mit einem Bleistift dran. Du weißt doch, wie er immer danach sucht, wenn er am Telefon was notieren will, immer hat er die Hausjacke an und da ist der Drehstift nicht drin, und wenn Mutter mal Notizzettel hinlegt, dann schmiert Hänchen

was drauf. An den Block darf er aber nicht ran.“

Hänschen fühlte sich wieder angesprochen und meinte: „Hänschen schmiert nicht, Hänschen malt.“

Mit den anderen Leuten zusammen wurden die Kinder durch den großen Verkaufsraum geschoben. Da sahen sie einen Tisch, hinter dem eine nette Dame stand, die die ausgestellten Sachen verkaufte. Es gab dort Papier aller Art, zum Schreiben, zum Malen, als Papierservietten und auch einen schönen Block mit einem großen roten Bleistift, der in eine Öse an der Seite geschoben wurde, aber auch an einer Schnur herunterbaumeln konnte. Die Geschwister entschieden sich für diesen, und Helga bezahlte. Der Block wurde von der netten Dame in buntes Seidenpapier mit Tannenzweiglein drauf gehüllt und bekam einen silbernen Faden darum, „denn“, meinte die Dame, „sicher wollt ihr ihn doch dem Vater zu Weihnachten schenken.“

Dann gingen sie weiter. Die Menschen hatten sich inzwischen mehr verteilt, waren an einem Tisch stehen geblieben oder die große Treppe hinaufgegangen. Ja, aber neben der Treppe — was war denn das: da war auch eine schmalere, aber die stand nicht still, die rollte von ganz allein, so daß man die Stufen nicht zu steigen brauchte, sondern stillstehen konnte und doch oben ankam, wo man dann ganz schnell von ihr absteigen mußte. Da Hänschen nicht mochte und Helga kein Aufsehen erregen wollte, wenn er schrie, gingen sie die Treppe daneben hinauf, und die beiden Großen blickten sehnsüchtig auf die Rolltreppe.

Auf einem Schild lasen sie, was es in den einzelnen Stockwerken zu kaufen gab. „Spielwaren“, stand da ganz groß, im ersten Stock. Das mußte also hier sein.

Bald standen sie auch in der Spielwarenabteilung. Ach, was gab es da alles zu sehen! Die wunderbaren Tretroller, kleine Autos mit Hupe und richtigem Licht, Puppenwagen und die wunderbarsten Puppen. Und dann erst alles das Spielzeug zum Aufziehen! Von dem kleinen grünen Laubfrosch aus Blech, der nach dem Aufziehen der Feder die schönsten Sprünge macht, bis zum Düsenjäger, der beängstigend durch den Raum saust, freilich an einer Schnur. Hänschen wollte sich durchaus nicht von dem Frosch trennen.

„Den will ich für Mutti kaufen“, bestand er.

„Dummerchen, was soll denn Mutti damit“, fragte die Schwester.

„Den tu ich in ihren Nähkasten, dann springt er heraus, wenn sie ihn aufmacht.“

„Na“, mischte sich der große Bruder ein, „ich glaube eher, sie bekommt einen dollen Schreck. Freuen tut sie sich bestimmt nicht darüber. Nein, für solche Sachen haben wir kein Geld“, setzte er väterlich hinzu.

Als sie endlich aus der Spielwarenabteilung heraus waren, meinte Helga, daß sie sich nun endlich danach umsehen mußten, wo sie den Schal für die Mutter kaufen könnten.

Richtig, da stand so eine freundliche Dame in einem wunderschönen Kleid. Ob man die wohl fragen konnte. Sie stand so da, als wollte sie einem gleich die Hand geben. Ringsherum gab es auch so viele Kleider und Mäntel und Sachen zum Anziehen. Helga ging artig auf die Dame zu und fragte, ob sie ihr nicht sagen könnte, wo man einen seidenen Schal für eine Dame kaufen könne. Erst da sah sie, daß es eine Puppe war, so groß wie Mutter, und auch so freundlich und nett. Günther wollte sich halb totlachen, als er sah, daß sie sich getäuscht hatten, nur Hänschen trat ängstlich von einem Bein aufs andere und zerrte an der Hand der Schwester.

„Helga, ich ... ich ...“

„Ach, du lieber Gott, das hat uns noch gefehlt! Wohin denn nun bloß“, sagte diese ratlos.

Eine freundliche Verkäuferin, die die Geschwister beobachtet hatte, wies ihnen den Weg eine stille Seitentreppe hinab. Als das erledigt war, gingen sie zu der netten Verkäuferin zurück und fragten, wo sie nun den Schal für die Mutter kaufen könnten. Es stellte sich heraus, daß das unten, nahe dem Eingang, der Fall war, und sie sagte ihnen, daß sie mit dem Fahrstuhl nach unten fahren könnten. Helga zog die Brüder zum Fahrstuhl. Da standen noch mehr Leute, und eine Frau meinte, er käme gleich.

Neugierig guckten die Geschwister. Plötzlich öffnete sich vor ihnen eine Tür, und aus einem kleinen Zimmer, das ringsherum mit roten Bänken besetzt war und an den Wänden lauter Spiegel hatte, kamen Leute heraus, und die anderen und auch unsere Drei gingen hinein. Die Tür wurde von einem Mann in einem schönen

schokoladenfarbenen Anzug mit silbernen Knöpfen geschlossen. Dann drehte er an einer Kurbel an der Wand, und die Kinder merkten, wie sich das ganze kleine Zimmer mit all den Menschen nach unten senkte. Hänschen klammerte sich an die Hand der Schwester, aber schon war alles vorbei, der Mann öffnete die Tür wieder, und sie konnten hinausgehen. Das war also ein „Fahrstuhl“.

Die Geschwister fanden bald den Tisch mit den herrlichen bunten Schals. So viele Farben gab es! Und da sollte man einen finden, der einem ganz besonders gefiel, und vor allen Dingen auch der Mutter gefallen sollte! Während Günther für Schmetterlinge, Blumen und Figuren schwärmte, die auf den Schals abgebildet waren, gefiel Helga mehr ein schöner zartfarbener mit einem dunklen Rand. Als die Verkäuferin sie fragte, ob sie den kaufen wolle, gestand sie, daß sie nicht recht wüßte, welchen sie nehmen sollten. Die freundliche Frau fragte nun, was für eine Farbe denn Mutters Mantel habe und was für eine Haarfarbe die Mutter hätte. Ja, Mutter war blond, und der Mantel, der gute Sonntagsmantel, der neue, war schwarz.

Ja, dazu paßte der Schal denn vorzüglich, und er koste 9,75 DM. Helga bezahlte, bekam jedoch einen furchtbaren Schreck, denn nun sah sie, daß das ganze Geld weg war, das sie sich gespart hatten!

Günther stieß sie an: „Nun mach schon!“, und sie nahm ganz benommen das Seidenpapier mit dem darin eingewickelten Schal in Empfang.

„Du, nun haben wir kein Geld mehr für die Bahnfahrt“, stammelte sie, und — — — wo ist denn Hänschen? Mein Gott, wo ist denn der Junge? „Hänschen! Hänschen...!“

Während die Geschwister in den Kauf des Schals versunken waren, hatte sich der Kleine davongemacht. Oder hatte ihn jemand mitgenommen? Aber er ging doch nicht mit fremden Menschen mit! Das hatten die Eltern ihnen allen drei eingeschärft, und das würden sie auch niemals tun, denn es gab so viele böse Menschen!

Helga kamen sofort die Tränen, und Günther stand wie erstarrt da.

„Wir müssen suchen, schnell, schnell —!“ Aber wo nur, wo? Sie sahen ringsherum in fremde Gesichter ... Schnell zum Ausgang, vielleicht war er dort und wartete,

denn allein würde er gewiß nicht auf die Straße gehen. Sie liefen und gingen, so schnell die Menschen sie durchließen, an den Tischen vorbei.

„Helga! Günther! — Hierher!“ hörten sie da plötzlich des Vaters Stimme. Mein Gott! Da standen die Eltern und hatten Hänschen an der Hand und waren halb ernst, halb lachten sie.

„Ihr seid mir ja eine schöne Gesellschaft“, sagte die Mutter, „paßt nicht auf den Kleinen auf, seid heimlich in die Stadt ... ja, wie kamt ihr denn bloß darauf ...“ Dann sah sie die beiden verschnürten Päckchen in Helgas Hand und sagte nichts mehr, sah bloß den Vater an. Der brummte noch etwas und nahm seine drei Sprößlinge an die Hand, und alle stiegen zusammen in den draußen parkenden Wagen.

„Bloß gut“, sagte Günther heimlich zur Schwester, als sie fuhren, „sonst hätten wir nach Hause laufen müssen. Und ich hab doch solchen Hunger.“

Eine kleine Strafpredigt gab es noch zu Hause, aber in Anbetracht, daß Weihnachten vor der Tür stand, fiel sie nicht so schlimm aus.

Aber die Geschwister nahmen sich vor, nie wieder den Kleinen mitzunehmen, ehe er nicht ein bißchen größer war. cg





Au das liebe Sfristkind.

Heut war ich es, liebes Sfristkindlein
 und schreib an dich ein Brieflein fein.
 Der Schnee fällt zart und weiss vom Himmel,
 im Zimmer ist es mollig warm,
 und Fritschen spielt mit seinem Schimmel,
 ich hab mein Puppenkind im Arm.
 Der Wünsche haben wir so viele,
 mein Bouquet Fritz und ich dazu,
 ich möcht ein Bobby und et Spielle,
 ich Präppenkleider, et Pferd und Fränk,
 dann einen Stall für seine Tiere
 wünscht sich mein Bräuderchen gar sehr
 und richtiges Fleu für seine Pferde,
 auch einen neuen Teddybär.
 Ja, liebes Sfristkind, stell dir vor,
 den andern hort er immerfroren
 mit Votts Floormaschine geschoren,
 und ausserdem fehlt noch ein Ohr.
 Kann schließ ich meinen kleinen Brief,
 ach, bitte lies ihn, laß nichts aus,
 sei auch gegrüßt, Sfristkindlein, sehr
 und auch du guter Nikolaus,
 ach, wenn schon heiliger Abend wär,
 von Eurer kleinen.

Ingenieur.

Von weihnachtlichen Sitten und Bräuchen

Eine bunte Schüssel zum Fest

Seit Jahrhunderten ist Weihnachten das schönste und innigste aller Feste und tief im Herzen des Volkes verwurzelt, selbst bei jenen, die der Kirche und dem Christentum ablehnend gegenüberstehen. Lichtenbaum und Bescherung — zwar nur Äußerlichkeiten — lassen doch in den meisten Menschen die Worte der Verkündigung wieder aufklingen: Friede auf Erden den Menschen, die guten Willens sind.

Die Kirche wußte, was sie tat, als sie das Fest der Christgeburt gerade in die längste Winternacht verlegte. Denn seit Jahrtausenden wurde von unseren germanischen Vorfahren an diesem Tage das Julfest, das Fest der Wintersonnenwende, gefeiert. Ihm lag der Gedanke zugrunde, daß die Sonne, die Spenderin aller Kraft und allen Lebens, ihre tiefste Bahn erreicht hat und nun wieder aufwärts steigt, einem neuen Frühling und einem neuen Erwachen der Natur entgegen. So war es für die Sendboten des Christentums nicht schwer, dieses alte germanische Gedankengut mit dem Evangelium von der Geburt des Heilandes zu verbinden, ja, der Gedanke, den Geburtstag Christi als des Erneuerers allen Lebens mit dem Fest der Wintersonnenwende in Einklang zu bringen, drängte sich geradezu auf.

Bereitwillig nahm das Volk diese Idee auf und gestaltete im Laufe der Zeit das Weihnachtsfest zu dem, was es heute ist, und wie wir es von frühester Kindheit an kennen und lieben.

Eines aber konnte die Kirche trotz aller Strafordnungen nicht verhindern, geschweige denn ausröten, daß sich nämlich ein gutes Teil germanisch-heidnischen Gedankengutes bis in unsere Zeit herüber gerettet hat und nun als sogenannter Aberglaube in den Köpfen der Menschen munter fortlebt.

Schon bei den Germanen war die Zeit der Wintersonnenwende voller Geheimnisse, war sie die Zeit der Weissagungen und dunklen Orakel der Seherinnen. Wotans wildes Heer jagte durch die Wälder, und wehe dem Wanderer, der ihm in die Arme lief.

Und heute? Haben nicht die auf Weihnachten folgenden zwölf Nächte im Glau-

ben des Volkes ihre besondere Bedeutung behalten? So sollen z. B. alle Träume in diesen Nächten in dem betreffenden Monat des kommenden Jahres in Erfüllung gehen. Mancherorts ist es auch streng untersagt, in diesen Tagen Wäsche zu waschen, da sonst Unglück oder Tod über die Familie kommen würden. Und das wilde Heer feiert in den bekannten Perchtenläufen und -masken der Alpenländer auch in unserer Zeit noch fröhliche Auferstehung.

Du lächelst skeptisch, lieber Leser, und bildest dir ein, als moderner Mensch gegen derartigen „Unsinn“ gefeit zu sein. Hand aufs Herz! Steckt nicht in uns allen, in dir und mir, ein Stück Aberglauben?

*

Unser Weihnachtsfest ist nicht zu denken ohne den Lichtenbaum, dessen Glanz zum Fest auch im ärmsten Zimmer leuchtet. Wir betrachten den Tannenbaum meist als von Alters her zum Christfest gehörig und darüber hinaus als ein allgemein deutsches Zubehör zum Fest. Beides stimmt aber nicht. Wohl hat sich der Brauch von Deutschland aus die Welt erobert, aber uralt ist er keineswegs und auch im deutschen Vaterlande brennen nicht allerorten die Kerzen am Weihnachtsbaum.

Es gibt ein Bild des Reformators Dr. Martin Luther, das ihn im Kreise seiner Familie unter dem brennenden Weihnachtsbaum zeigt. So hübsch dieses Bild sich auch ansehen mag, so ist es doch historisch vollkommen falsch. Denn erst nach dem Dreißigjährigen Kriege begann der Tannenbaum als Symbol des Christfestes vom



Elsaß her seinen Siegeszug durch Deutschland. Aber noch heute hat er nicht überall Fuß fassen können. Es ist gewiß kein Zufall, daß sich in Gebirgsgegenden, die schwerer zugänglich waren und fernab vom großen Verkehr liegen, andere Weihnachtssymbole erhalten haben. So übernehmen z. B. in den Alpenländern die oft kunstvoll, oft auch rührend primitiv geschnitzten Weihnachtskrippen an vielen Orten die Stelle des Lichterbaumes. Das sächsische Erzgebirge aber hat in der Weihnachtspyramide eine Form bewahrt, die die Bewunderung aller Beschauer verdient. Hier, wo die Spielzeugschnitzerei seit langem zu Hause ist, schufen sich künstlerische Hände für den eigenen Gebrauch zur Weihnachtszeit etwas Einmaliges. Oft meterhoch sind diese Pyramiden, und sie enthalten in mehreren Stockwerken Darstellungen und Figuren aus dem Leben der Gebirgler: Bergleute, Hirten, Holzfäller, Jäger u. dgl. Außerdem erwärmen brennende Kerzen das Gebilde derart, daß die einzelnen Teile der Pyramide in Drehung gebracht werden, wozu dann meist noch eine eingebaute Spieldose



ihre weihnachtlichen Weisen erklingen läßt.

Aber noch auf einem weiteren Gebiete hat das Weihnachtsfest seine Besonderheiten. So wie das englische Christmas ohne Truthahn und Plumpudding undenkbar ist, hat auch das deutsche Weihnachten seine eigenen Gerichte und Backwaren. Bunt und mannigfaltig wie die deutschen Stämme und Gauen, sind auch sie in ihren Erscheinungsformen.

Wir alle kennen den Spekulativus, das knusperige Weihnachtsgebäck der Rheinlande. Allenthalben spürt man seinen Duft in vorweihnachtlicher Zeit in den Straßen, und er läßt einen erwartungsvoll dem Feste entgegenblicken, zu dem er gehört wie Christbaum und Weihnachtsbescherung.

Der Süddeutsche, hauptsächlich der Schwabe, hat dagegen sein Hutzenbrot, ein schweres, dunkles Backwerk, in dem Birnen, Nüsse, Rosinen und allerlei andere leckere Dinge nach besonderem Rezept verarbeitet sind.

Weithin bekannt ist auch Mitteldeutschlands weihnachtliches Magenlabial, der Dresdener Christstollen. Mit seinen Zutaten an Rosinen, Korinthen, Mandeln und Zitronat und obenauf mit einer dicken Schicht Puderzucker hat er für den Kenner einen ganz besonderen Reiz.

Die Krone aller Weihnachtsbäckerei gebührt aber wohl immer noch dem echten Nürnberger Lebkuchen. Von Alters her ist es das Weihnachtsgebäck, dessen Teig nach überkommenen Vorschriften monatelang stehen muß, ehe er in den Backofen kommt.

Daß über diese Süßigkeiten hinaus auch in anderen Küchenerzeugnissen Weihnachten das Fest der Schlemmer und Genießer ist, dürfte eine altbekannte Tatsache sein. Manches arme Gänselein, mancher Meister Lampe und mancher Karpfen muß sein Leben lassen, nur damit wir Menschen an diesen Festtagen auch noch unser leibliches Vergnügen haben.

Allerdings, lieber Leser, rate ich dir, dich beim Genuß all dieser Leckereien zu mäßigen. Denn ein übervoller Magen ruft leicht schwere Träume hervor. Das aber dürfte in den zwölf Nächten nach dem oben Gesagten wenig erfreulich sein, auch wenn du als Mensch des Atomzeitalters durchaus nicht abergläubisch bist. Oder doch — —?

Draußen auf dem Hof . . .

Monoton rattert der Zug. In gleichmäßiger Folge sind die Schienenenden im Abteil vernehmbar. Diese Melodie begleitet mich seit Stunden auf der langen Fahrt, hin und wieder unterbrochen durch den Aufenthalt an einem Bahnhof. Reges Treiben auf den Bahnsteigen. Hastiges Kommen und Gehen. Noch zwei Tage sind es bis zum Weihnachtsfest. Jeder trifft die letzten Vorbereitungen und macht Einkäufe. Alle Reisenden sind mit Päckchen und Paketen beladen, zum Fest für die Lieben.

Im letzten Bahnhof haben drei redselige Frauen das Abteil verlassen. Da niemand hereingekommen ist, sitze ich allein einem Herrn gegenüber, der schon gut zwei Stunden schläft.

Das Rattern des Zuges ist nun noch deutlicher zu hören. Die Landschaft draußen bietet wenig Abwechslung. Alles ist regenverhangen, düster und grau. Ich denke an meine Heimat, an meine Jugend, meine Eltern. Dort liegt das Land wohl schon längst unter dem weißen Schnee. Ein Weihnachten ohne Schnee ist dort undenkbar.

Eben hält der Zug auf freier Strecke. Durch einen vorbeirauschenden Gegenzug wird der Herr in der anderen Ecke aus dem Schlaf geweckt. Mechanisch holt er seine Zigaretten aus der Tasche. Er bittet mich um Feuer, da er sein Feuerzeug gerade heute verloren hat. Ich reiche ihm mein Feuerzeug und sage: „Gewiß bekommen Sie zu Weihnachten ein neues Feuerzeug geschenkt.“

Etwas gedrückt und in Gedanken wiederholt er: „Weihnachten — ja — Weihnachten. Freuen Sie sich auf diesen Tag?“

„Natürlich, alle freuen sich auf Weihnachten. Haben Sie keine Freude an diesem Fest? Haben Sie keine Familie, keine Angehörigen?“ frage ich.

„Doch, natürlich, ich habe eine nette Frau und zwei liebe Kinder. Bei mir zu Hause ist schon alles in aufgeregter Erwartung der Festtage. Aber ich sehe den Lichterglanz nicht so strahlend, für mich ist da ein Schatten, ein grauer Vorhang, so wie draußen. Er läßt sich nicht wegziehen. Er ist da, Jahr für Jahr, und verdunkelt den Schein der Kerzen.“

Ein längeres Schweigen. Wieder das monotone Rattern des Zuges. Jetzt zünde auch ich mir eine Zigarette an. Es geschieht etwas umständlich. Irgendwie muß ich über dieses Schweigen hinwegkommen. Aber schon beginnt mein Gegenüber:

„Es war wie heute. So ein oder zwei Tage vor dem Heiligen Abend. Ich war 13 Jahre alt und in froher Stimmung und Erwartung. Meine Mutter hatte die Einkäufe beendet und die Weihnachtsgaben gut versteckt. Im Haushalt hatte sie noch viel zu tun, um ihm einen festlichen Glanz zu geben. Mein Vater hatte im Geschäft Hochbetrieb. Es war der letzte Ansturm.“

Wir Kinder, die der Mutter halfen, sollten den Ständer für den Weihnachtsbaum suchen. Das machte uns viel Freude und Spaß. Im Hof befanden sich große Lagerräume, darüber ein Papierboden. Hier lagen für tausende Mark Verpackungs- und Dekorationsmaterial. Dort mußte der Ständer liegen.

Obwohl das Tageslicht ausreichte, wurde eine Kerze angezündet und dann jede Ecke abgesucht. Der kleine Bruder, der die Kerze hielt, war neun Jahre alt. Ob er damit gespielt oder sich verbrannt hatte: die brennende Kerze fiel in eine Tonne, die bis oben hin mit Dekorationswolle gefüllt war. Der starke Rauch und unser Schreien verrieten, was geschehen war:



ein Brand im Papierlager. Schnell waren Helfer bereit, den Brand zu löschen. Die Mutter hatte den Vater alarmiert. Auch er war schnell zur Stelle. An den Löscharbeiten hatte er sich nicht beteiligt. Ihm war es wichtiger, uns vier Kinder erst mal tüchtig zu verprügeln. Mit dem Brand war es nicht so schlimm. Er konnte bald gelöscht werden, ohne daß die Feuerwehr einzugreifen brauchte.

Was aber schlimmer war: alle Weihnachtsfreuden und -erwartungen waren durch diesen Brand ausgelöscht worden. Uns wurde erklärt, daß es am Heiligen Abend für uns keine Bescherung geben würde.

Die Mutter, die stets das größere Verständnis für uns hatte, konnte es nicht überwinden und zeigte uns schnell, was an Weihnachtsgaben für uns gedacht war. Sie deutete auch an, daß wir all die schönen Sachen doch bekommen würden, aber eben nicht zu Weihnachten. Da der Brand keinen Schaden angerichtet hatte, siegte die Mutterliebe. Nach einer strengen Ermahnung hatte sie unser Mißgeschick verziehen und vergessen.

Dann kam der Heilige Abend. Überall schon strahlten die Kerzen an den geschmückten Weihnachtsbäumen. Nur bei uns war alles tot und leer. Für uns gab es keinen Weihnachtsbaum und keinen Gabentisch. Unser Baum stand verschnitten im Hof.

Nach dem Abendessen begaben wir uns ins Wohnzimmer. Ich glaube, es war noch nie so kalt und kahl gewesen wie an jenem Abend.

Als der Vater hereingekommen war, öffnete er ein Fenster zum Hof. Aus den Nachbarhäusern hörte man die lieben Weihnachtslieder und dort — dort brannte eine Kerze. Sie leuchtete



in unsere Kinderherzen hinein. Draußen auf dem Hof stand unser Baum, und eine brennende Kerze war auf ihn gesteckt. Mutter und Geschwister begannen leise zu weinen. Zu schmerzlich war dieser Kerzenschein. Ich aber brachte keine Träne hervor. Ein unfäßbarer Groll stieg in mir gegen diesen Baum auf. Diese eine Kerze — meine Geschwister mögen sie als dritte Strafe für unsere Unachtsamkeit angesehen haben — bekam für mich eine andere Bedeutung.

Vieles hatte diese Kerze in mir verbrannt. Ein Kindheitserlebnis, Güte, Vertrauen und Achtung. Noch heute bin ich nicht befreit von dieser Erinnerung. Sie hat mich von

Jahr zu Jahr begleitet. Jedes Jahr, wenn der Weihnachtsbaum in seinem Glanz erstrahlt, sehe ich durch ihn hindurch den Baum unseres Vaters mit der einen Kerze. Können Sie nun verstehen, daß mich dieser Schatten am Weihnachtsabend immer wieder bedrückt?“ fragte mich mein Mitreisender.

Zunächst fand ich nicht die rechte Antwort. Stattdessen reiche ich ihm eine Zigarette und zünde auch mir eine an.

„Sehen Sie“, fährt er nach einer Weile fort, „als Soldat konnte ich dem Lichterbaum ausweichen. Ich meldete mich am Heiligen Abend zur Wache, Jahr für Jahr. 1942 kam ich aus Rußland, wenige Tage vor Weihnachten, nach Berlin. Bei Bekannten glaubte ich das Fest erleben zu können. Es kam anders. Noch am Heiligen Abend wurde ich nach Neapel in Marsch gesetzt. Ich war froh, daß es so kam. Auch im folgenden Jahr: noch bevor sich die Kompanie zur Weihnachtsfeier zusammenfand, entzog ich mich der Verfolgung durch diese Kerze. Ich ging in die Stellung und löste freiwillig einen Familienvater ab.

So verging die Zeit. Nun bin ich schon zehn Jahre verheiratet. Zwei frohe Kinder blicken alljährlich mit strahlenden Augen auf den bunten, leuchtenden Baum. Sie sind so dankbar und glücklich über die Gaben, die ihnen beschert werden. Ihre große Freude, ihre leuchtenden Augen, sie sind es, die mir heute über diese böse Erinnerung hinweghelfen und mich von ihr ablenken. Ich weiß, daß dieses schlimme Kindererlebnis sich nie ganz verlieren wird, dazu brannte die eine Kerze zu stark in mein Kinderherz. Eins aber schwöre ich mir von Jahr zu Jahr: nie werde ich meinen Kindern den Weihnachtsbaum entziehen und ihnen den Glauben an die Christnacht rauben!“

Ein Blick aus dem Fenster. Draußen ist es ganz dunkel geworden. Eben durchfahren wir einen Vorortbahnhof. Die Straßen der Stadt sind durch tausende Lampen vorweihnachtlich und festlich erhellt. Ein Blick auf die Uhr erinnert meinen Mitreisenden daran, daß er sich seinem Zielort nähert. Etwas steif und wenig ausgeruht erhebt er sich und greift nach Mantel, Hut und Paketen.

„Weihnachten ist doch das Fest der Liebe und Versöhnung. Sollte es Ihnen da nicht möglich sein, dieses gewiß bittere Erlebnis zu vergessen“, wage ich zu sagen.

„Haben Sie mit Ihrem Vater noch niemals darüber gesprochen?“

„Nein! Nein! Gewiß, auch mein Vater hat inzwischen das Leben von einer recht bösen Seite kennengelernt, aber in seiner Art hat er sich nicht geändert. Er wird auch heute noch behaupten, er habe damals richtig gehandelt.“

Indem er nach seinem Hut greift, fügt er hinzu: „Übrigens sind wir beide unter dem gleichen Sternbild geboren. Keiner von uns wird dieses Thema noch einmal aufwerfen. Wir werden beide nie mehr darüber sprechen. Warum auch? Der Vater ist ja jetzt 80 Jahre alt. Ich habe meine Familie. Wenn dieser Schatten kommt, drücke ich meine Kinder an mich. Sie sind es, die mir heute helfen, das Erlebte zu

vergessen und die wahre Weihnachtsfreude wieder zu gewinnen.“

Der Zug hält an. Der Mann verabschiedet sich: „Entschuldigen Sie! Es war dumm von mir, Ihnen das zu erzählen. Übrigens: Mein Vater wird in diesem Jahr zum Weihnachtsfest bei uns sein.“

Er verläßt das Abteil. Neue Fahrgäste kommen herein. Durch das Fenster suche ich den Fremden. Er ist untergetaucht im Gewühl der vielen hastenden Reisenden. Bitte einsteigen! Türen schließen! Zurücktreten! Abfahren! Langsam rollt der Zug durch die große Bahnhofshalle. Bald bin ich zu Hause. Die Kinder werden warten und viele Fragen haben in dieser weihnachtlichen Zeit.

Walter Bergmann, Putzerei Stachelhausen

Der Weihnachtsmann erzählt



Meine lieben Kinder und Ihr meine lieben Eltern!

Nun ist die schöne Weihnachtszeit wieder da. Wie arm sind doch die Menschen, die die rechte Weihnachtsfreude mit all ihren Heimlichkeiten der Vorweihnachtszeit nicht kennen, und daß es in dieser vom Tempo bestimmten Zeit sehr, sehr viele Menschen sind, das weiß keiner besser als Euer Weihnachtsmann.

Ja, Weihnachtsmann sein, wird mancher von Euch sagen, muß etwas Schönes sein. Oh, wie falsch Ihr da denkt! Wenn es nicht mein dickes, goldenes Sorgenbuch gäbe, ja, da wäre es leichter. Aber Tag für Tag und Stunde um Stunde muß ich meine Augen aufhalten und beobachten, ob auch alles einen guten Lauf nimmt, ob auch alle Erdenkinder so mit- und füreinander sind, daß sie vor meiner Rute bestehen können. Glaubt nur nicht, daß es allein genügt, wenn es Euch acht Tage vor dem Fest einfällt, auch mal artig zu sein. Nein! Jeder hat in meinem Buch sein Kontoblatt, und das ganze Jahr hindurch führe ich genau Buch, um zum Schluß ein gerechtes Urteil über Euer Tun zu finden. Komme ich dann zur Adventszeit in Erdennähe, dann werden mir von den Menschen meine Eintragungen bestätigt und die Wünsche gesagt. Da gibt es Arbeit für mich.

Zum Fest muß alles gerichtet sein. Niemanden darf ich enttäuschen. Dazu kommt noch, daß mich die einen oder anderen zu ihrer Weihnachtsfeier einladen, damit ich persönlich die Bescherung vornehme. Ja, da stehe ich dann vor den Menschen, auch vor großen und kleinen Sündern. Die Herzen sind mir dann aufgetan, und das ist dann der große Lohn für alle meine Arbeiten.

Habt Ihr schon mal in ein reines Kinderherz hineingesehen? Mit all seinen bangen Fragen und Wünschen? Das ist Weihnachten! Und je größer und älter dann alle die sind, zu denen ich komme, um so mehr verliert leider gerade dieser Glanz der weihnachtlichen Vorfreude und des Weihnachtszaubers, wie er sich noch in den klaren Kinderaugen zeigt, seine Reinheit. Ich muß aber der Weihnachtsmann bleiben, der niemals ein Grobian werden darf, auch dann nicht, wenn es wirklich mal nötig wäre, sondern der Weihnachtsmann, von dem man nur nette Worte hört. Aber durch mein Erscheinen Freude bereiten, bei groß und klein frohe Weihnachtsstimmung hervorbringen, das, glaube ich, ist auch schon eine schöne Erfüllung meiner nicht immer leichten Aufgabe.

Der Weihnachtsmann

Nur eine kleine Kerze



Die kleine Kerze lag mit vielen anderen in einer engen Schachtel auf dem Verkaufstisch eines großen Warenhauses. Ringsherum waren Spielsachen und Christbaumschmuck aufgebaut, und darüber schwebte ein Weihnachtsengel und schaute pausbäckig lächelnd auf die Menge der Kauflustigen herab, die sich zwischen den Tischen drängte.

Die Leute blieben ab und zu an den Tischen stehen und kauften einen Teddybären, eine Eisenbahn oder ein kleines Flugzeug mit vier Propellern.

Der kleinen Kerze in der engen Schachtel klopfte dann jedesmal das Stearinherzchen vor Erwartung; aber niemand beachtete sie in ihrem schlichten, weißen Kleidchen. Man kaufte die schönen, glänzenden Dinge, die Geld kosteten, aber an die kleine Kerze dachte man vorläufig nicht.

Die blitzblanken elektrischen Kerzen, die an einer riesigen Tanne aufgesteckt waren, grinsten höhnisch und erstrahlten in kalter Pracht. Sie reckten sich auf ihren Zweigen stolz und hochmütig empor, denn sie dünkten sich etwas Besseres als ihre bescheidenen Schwestern in der engen Schachtel.

„Auf was wartet ihr eigentlich, he?“ — riefen die Stolzen von der Tanne herab, „glaubt ihr denn wirklich, daß euch jemand kauft? — Ihr seid ja viel zu unmodern und paßt nicht mehr in unsere Zeit hinein. Wir leben im Zeitalter der Elektrizität! — Sie beherrscht die Welt, treibt Maschinen, rast als Funke durch den Äther und vermittelt Botschaften in die entferntesten Orte der Erde. Wir selbst leben durch sie, euch braucht man nicht mehr! — Ihr seid unnütz geworden. —

Außerdem seid ihr gefährlich, denn ihr brennt mit offener Flamme!“ —

„Da haben Sie sehr recht“, bemerkte eine elektrische Lokomotive und schnurrte vor Entrüstung. „Diese Provinzler! — Es geht nichts über den Fortschritt. Kerzen aus Stearin! — Gott, wie rückständig und armselig!“

Die kleine Kerze sagte nichts zu alledem. Was sollte sie auch den hochmütigen Herrschaften antworten? — Sie wußte ja, daß sie von geringer Herkunft war und aus einem einfachen Hause stammte. Aber jene dort oben auf der Tanne, die konnten sich sehen lassen. Die stellten etwas dar, man konnte mit ihnen Staat machen, denn sie waren das Ergebnis der Gedankenarbeit unzähliger Forscher und Techniker, und die geschickte Hand des Arbeiters hatte ihnen die formschöne und zweckmäßige Gestalt gegeben.

Was hatte sie, die kleine Kerze, denn schon groß aufzuweisen? Ein Stückchen Docht mit ein wenig Stearin drumherum, — das war alles. Damit konnte man nicht glänzen und sich herausstellen. Wenn man sie anzündete, gab sie nur einen kleinen Schein von sich, — es war gar nicht der Rede wert.

Wie erschrak sie aber, als sie plötzlich mit ihren Schwestern in der Schachtel verpackt wurde. Man hatte sie wirklich gekauft! — Das hatte sie nicht erwartet. Der Mann, der die Schachtel mit den weißen Weihnachtskerzen erwarb, hatte ein gutes Gesicht. Bedächtig nahm er das Päckchen entgegen, und in seinen Augen war eine stille Freude.

Es vergingen noch ein paar Tage und Nächte. Die kleine Kerze glaubte schon, man hätte sie samt und sonders verges-

sen. Eines Tages aber wurde die Schachtel geöffnet und die Kerzen hervorgeholt. Der Mann steckte sie in die Halter, die an den Zweigen des Weihnachtsbaumes befestigt waren. Nun stand sie ganz oben im Wipfel der Tanne und spiegelte sich in der silbernen Glasspitze, die den Weihnachtsbaum krönte. Sie wußte sich nicht zu lassen vor Freude und Glück. Immer wieder mußte sie der Mann aufrichten, da sie in ihrer Freude schier die Balance verlor und sich vornüber neigte. Ihre Schwestern waren alle rings um die Tanne verteilt und nahmen sich in dem Geglitzter des festlichen Schmuckes sehr gut aus.

Nun wußte sie, daß sie ihrer eigentlichen Bestimmung entgegenging und daß sich damit auch ihr eigenes Geschick erfüllen sollte. Aber sie hatte nicht die geringste Furcht davor, — im Gegenteil, sie konnte es nicht erwarten, bis man sie anzündete. Sie wollte ja so gerne leuchten und Freude schenken, sie wollte sich verzehren in Wärme und Licht. Da hielt sie sich aufrecht, nur um diesen höchsten und schönsten Augenblick in ihrem kurzen Dasein zu erleben.

Der Heilige Abend senkte sich sacht auf die Erde herab, und es wurde hell in den Stuben und in den Herzen der Menschen. Der Vater zündete die Kerzen des Weihnachtsbaumes an und holte die beiden Kinder herein, den fünfjährigen Hans und das kleine Lieschen, das noch in der Wiege lag. Der kleine Junge blieb an der Türschwelle wie angewurzelt stehen und starrte mit offenem Munde auf den strah-

lenden Glanz. Der Vater führte ihn sanft an den Weihnachtsbaum heran und zeigte ihm die Geschenke, die das Christkind für ihn bereitgelegt hatte. Da brach ein Jubel aus dem kleinen Herzen, und glückstrahlend betrachtete der Junge seine Eisenbahn, das Bilderbuch und den Baukasten. Die Mutter hielt das kleine Lieschen im Arm, das mit großen, glänzenden Augen auf die leuchtende Pracht des Weihnachtsbaumes schaute. Es streckte die Ärmchen nach den Kerzen aus, die ruhig und still in die festliche Stube hineinleuchteten. Die alten, schönen Lieder gingen durch den Raum und die Luft hoch wüzig und weihnachtlich.

Die kleine Kerze aber leuchtete mit warmem, mildem Schein. Ihre Flamme spiegelte sich in den Augen der Menschen und drang in ihre Herzen. In ihrem Schein aber war Friede und Hoffnung, Geborgenheit und Glück.

So fand sie ihre Erfüllung an diesem Heiligen Abend. Kleiner und kleiner wurde sie, aber immer noch leuchtete sie mit steter Flamme, als wollte sie nie verlöschen, nie aufhören zu leuchten. Endlich verging sie. Nur ein kleines Wölkchen stieg empor, wie ein leiser Seufzer.

Die kleine Kerze war nicht mehr. Aber das Licht, das sie entzündet hatte, leuchtete weiter in den Herzen der Menschen, die sie mit ihrer Flamme glücklich gemacht hatte.

Werner H. Gaper, Techn. Büro Stachelhausen

(Zeichnungen Marianne aus dem Siepen,
Stachelhausen)



*Nun will
ein großes Freuen kommen
in Herzen,
die weit offen stehn ;
es ist die Zeit,
da alle Wunder der Liebe
durch die Lande gehn.*

Gleich wird die Jahresuhr die letzte Stunde schlagen,
in Jubel werden sich die Zungen lösen,
zu preisen eine Zeit,
von der wir nur das eine wissen,
daß sie kommt,
die ungewiß im Schoß der ewigen Götter
dem Blick der Erdbewohner sich entzieht,
und die,
da heller Klang der ehernen Glocken
Ende und Anfang feierlich verkündet
und lautes Jauchzen ihn begleitet,
selbst sich fragt,
warum die Menschen sich so ungestüm gebärden.
Im trauten Heim sind die Besinnlichen versammelt,
zu denken an all das,
was in den Tagen, die vergangen,
ist geschehen,
zu denken wohl an die,
die jetzt im Aufsteigen begriffen,
zu hoffen auch,
daß alle guten Geister sie und uns begleiten,
daß selbst ein jeder etwas tut,
das Glück zu zwingen in der Zukunft.
Und wenn jetzt zwölf Sekunden lang
im Bann der Glockenschläge,
wenn Abschied nimmt das alte,
das neue Jahr bricht an,
ein großes Schweigen
alle Menschen bang und hoffnungsvoll zugleich stimmt
und Glück als Wunsch und Sehnsucht um den Erdballeilen,
sagt uns die Zeit der neuen Tage:
ich bin, wie ihr mich macht!
Laßt nun erklingen unsere vollen Becher,
und dieser hehre Klang mag Richtung sein zur Tat:
ein fröhlich Herz
und Liebe allen Menschen,
dann wird das neue Jahr ein gutes sein.

Herbert Goretzki



*Güte
Fahrt!*